

Ausgabe 01/2012 – ISSN 1436-753X

AkademieAktuell

ZEITSCHRIFT DER BAYERISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

Schwerpunkt

Historische Sprachschatze

Von Sumerisch bis Tibetisch –
was leisten wissenschaftliche
Wörterbücher?



Bayerische
Akademie der Wissenschaften

Liebe Leserinnen, liebe Leser!

WAS GENAU AM chinesischen Hof an jenem denkwürdigen Tag im Jahre 121 n. Chr. ablief, ist nicht überliefert. Immerhin wissen wir aber, dass damals Xu Chong eine Audienz bei Kaiser An hatte, in deren Verlauf er ihm eine Denkschrift überreichte und das von seinem Vater kompilierte „Shuowen Jiezi“: mit mehr als zehntausend Einträgen das damals umfassendste Wörterbuch des „Reichs der Mitte“ und in jeder Hinsicht ein gewichtiges Werk; denn schon die schiere Menge der Bambus- oder Holztäfelchen, auf denen die teilweise mit etymologischen Angaben unterfütterten Lemmata festgehalten waren, dürfte eine echte logistische Herausforderung gewesen sein.



ABB.: ARCHIV

Es war allerdings in China nicht unbedingt selbstverständlich, dass sich intellektuelle Großtaten imperialer Wertschätzung erfreuten, und es war kein Zufall, dass das „Shuowen Jiezi“ erst mehr als zwei Jahrzehnte nach seiner Fertigstellung in die Hände des Kaisers gelangte. Aber auch im Europa des 21. Jahrhunderts ist es ja nicht zwingend geboten, dass die politisch Verantwortlichen der geisteswissenschaftlichen Grundlagenforschung ernsthaftes Interesse entgegenbringen. Im Fall der Wörterbücher kommt noch hinzu, dass die Bearbeitungszeit relativ lang ist und oftmals sogar die Schaffenskraft mehrerer Wissenschaftlergenerationen erfordert. Überdies wird dabei eine (wie auch immer definierte) Vollständigkeit angestrebt, die eine Zerlegung in einzelne Module – bei anderen Projekten sicherlich ein sinnvoller Weg – weitgehend ausschließt.

Dafür liegt am Ende ein Werk vor, das unter Umständen nicht nur als geordnete Auflistung einzelner Stichwörter verstanden werden will, sondern darüber hinaus als Schlüssel zum tieferen Verständnis einer fremden Kultur. Das zeigen auch die Beiträge in diesem Heft, das in enger Zusammenarbeit mit dem Zentrum historische Sprachwissenschaften entstanden ist, in dem verschiedene Forschungsvorhaben von Akademie und Ludwig-Maximilians-Universität München miteinander vernetzt sind. Bei der Lektüre der Artikel, die sich u. a. mit der Erschließung von Sumerisch, Luwisch, Altokzitanisch, Latein, Minderico und Tibetisch befassen, wünsche ich viel Vergnügen.

Prof. Dr. Thomas O. Höllmann
Sekretar der Philosophisch-historischen Klasse der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Unser Titel

Das Titelbild zeigt zwei altbabylonische Tontafeln (18. Jhdt. v. Chr.): Auf der runden Schultafel hat ein Lehrer drei Wörter für Wollschafe eingetragen – ein Zitat aus einer der vielen langen Wortlisten, die in der Schriftsprache Sumerisch verfasst waren. Ein fertig ausgebildeter Schreiber konnte dann Briefe wie den links gezeigten in seiner Muttersprache Akkadisch verfassen. Der Themenschwerpunkt dieser Ausgabe stellt elf Wörterbuchprojekte vor, darunter das Sumerische Glossar (s. S. 20).

INHALT

Heft 40

Ausgabe

01-2012

AKTUELL

- 5 **Handschriften aus Gandhara – Aktuell & kontrovers: die Euro-Krise – Woher kommt künftig unsere Energie? – Fichte-Ausgabe abgeschlossen**
- 6 **Vom frühen Buddhismus bis zur Champions League der Großrechner**
Von Ellen Latzin
- 8 **Befristete Wissenschaft**
Von Victor I. Spoomaker und Julia Stenzel

THEMA

- 12 **Das Gedächtnis der Sprache**
Von Olav Hackstein
- 18 **Vom Blick über den Tellerrand**
Interview mit Peter-Arnold Mumm
- 20 **Der unbekanntere Wortschatz der ältesten Schriftsprache der Menschheit**
Von Walther Sallaberger
- 23 **Ein philologisches Großwörterbuch der altanatolischen Hauptsprache**
Von Federico Giusfredi und Walther Sallaberger
- 26 **Luwisch – eine Fundgrube für die vergleichende Kultur- und Sprachgeschichte**
Von Jared L. Miller und Olav Hackstein
- 30 **„An den Namen werdet ihr sie erkennen“ – österreichisches „Know-how“ in der Iranschen Lexikographie**
Von Velizar Sadvovski
- 34 **Vorgeschichte eines Jahrhundertwerkes**
Von Claudia Wick
- 40 **Geosophie und Eichelmast**
Von Tina B. Orth-Müller und Marie-Luise Weber

- 43 **„Des Bouch mou e nu duachackan!“**
Von Anthony Rowley
- 46 **Augenwurz und Tagesauge**
Von Ulrike Kruschke und Hans Sauer
- 48 **Aus großer Vergangenheit: die Sprache der Troubadours**
Von Wolf-Dieter Stempel
- 50 **Ein Wörterbuch des Tibetischen**
Von Johannes Schneider und Petra Maurer
- 52 **Minderico – eine portugiesische Sondersprache**
Von Ilona Schulze
- 54 **Vom Buch ins Web**
Von Alexandra Gobrecht
- 56 **Zettelwirtschaft im Zeitalter des Internet**
Von Michael Cysouw

PREISE

- 58 **Recht einer fernen Christenheit**
Von Hubert Kaufhold
- 60 **Paul J. A. von Feuerbach – Begründer der Strafrechtswissenschaft**
Von Luis Greco
- 62 **Liebe und Sexualität im Jugendalter: zwischen neuer Keuschheit und Extremen**
Von Eva-Verena Wendt
- 64 **Wie sieht es im Inneren der Erde aus?**
Von Dan Frost

FORSCHUNG

- 66 **Ein großer Fälscher: Bischof Pilgrim von Passau**
Von Franz-Reiner Erkens

PERSONEN

- 69 **Im Dienst der deutschen Geschichte**
Von Helmut Neuhaus
- 70 **Neue Mitglieder 2012**
Von Ellen Latzin
- 74 **Kurz notiert**
Von Gisela von Klauudy

VORSCHAU

- 76 **Termine April 2012 bis Juli 2012**

INFO

- 78 **Auf einen Blick**
- 78 **Impressum**



Aktuell & kontrovers: die Euro-Krise

MIT EINER HOCHKARÄTIG besetzten Podiumsdiskussion, die auch vom Deutschlandradio aufgezeichnet wurde, ging das Veranstaltungsjahr 2011 der Akademie erfolgreich zu Ende: Wolfgang Wiegand, der „Wirtschaftsweise“ Peter Bofinger und ifo-Präsident Hans-Werner Sinn diskutierten mit dem Münchner Publikum über „Rettungsschirme, Notpakete, Finanzspritzen. Welche Zukunft hat der Euro?“. Es moderierte Arnold Picot (LMU München).

Mehr unter: <http://wissen.dradio.de>



EIN NEUES Projekt der Bayerischen Akademie der Wissenschaften nimmt 2012 in München seine Arbeit auf: die Edition der ältesten buddhistischen Handschriften. Nach den sensationellen Quellenfunden der letzten Jahre in Pakistan und Afghanistan (aus der antiken Region Gandhara) erwarten Forscher grundlegend neue Erkenntnisse zum indischen Buddhismus. Das Vorhaben wird aus dem Akademienprogramm finanziert, von der Akademie betreut und unter der Leitung der Indologen Jens-Uwe Hartmann (LMU München) und Harry Falk (FU Berlin) durchgeführt.

Weitere Informationen: www.badw.de/aktuell/pressemitteilungen

Fragment einer Birkenrinden-Handschrift mit einem kanonischen buddhistischen Lehrtext.



Woher kommt künftig unsere Energie?

VOR BEGINN DER Tagung „Die Zukunft der Energieversorgung“ luden die Kommission für Ökologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und das ifo Institut zu einem Pressegespräch in den Münchner Presseclub. Ottmar Edenhofer, Hans-Werner Sinn, Fritz Vahrenholt und Carl Christian von Weizsäcker informierten die Medienvertreter über Atomausstieg, Versorgungssicherheit und Klimawandel. An der anschließenden zweitägigen Fachtagung (24.–25.1.2012) nahmen rund 600 Gäste teil. Alle Vorträge stehen im Internet in der Mediathek des ifo Instituts zur Verfügung.

Mehr unter: <http://mediathek.cesifo-group.de>

Fichte-Ausgabe abgeschlossen

PÜNKTLICH VOR DEM 250. Geburtstag des Philosophen Johann Gottlieb Fichte (1762–1814) liegen alle 42 Bände der Fichte-Gesamtausgabe vor. Fichte, dessen Geburtstag sich am 19. Mai 2012 zum 250. Male jährt, ist einer der wichtigsten Vertreter des Deutschen Idealismus. Die größte Wirkung unter seinen Werken hatten die „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“ (1794/95) und die „Reden an die deutsche Nation“ (1808).

Die Edition, die der weltweiten Beschäftigung mit Fichtes Philosophie große Impulse verlieh, entstand an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Das Münchner Team arbeitete u. a. mit den Kollegen der chinesischsprachigen und japanischen Fichte-Ausgabe zusammen.

Weitere Informationen:
www.badw.de/aktuell/pressemitteilungen

Vom frühen Buddhismus bis zur Champions League der Großrechner

Zur Feierlichen Jahressitzung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften am 3. Dezember 2011 kamen rund 900 Gäste in den Herkulesaal der Münchner Residenz. Akademiepräsident Karl-Heinz Hoffmann zog eine Bilanz seines ersten Amtsjahres und informierte über neue Aktivitäten.

VON ELLEN LATZIN

Abb. 1: Der diesjährige Festredner Friedrich Wilhelm Graf (l.) und Akademiepräsident Karl-Heinz Hoffmann vor dem feierlichen Einzug der Akademiemitglieder.

KARL-HEINZ HOFFMANN stellte u. a. das neueste Forschungsprojekt der Akademie vor: Das Gandhara-Projekt zur Edition der ältesten buddhistischen Handschriften aus Pakistan und Afghanistan nimmt 2012 seine Arbeit auf. Es wird die sensationellen Quellenfunde der letzten Jahre in Pakistan und Afghanistan erschließen. „Hier sind“, erklärte Hoffmann, „grundlegend neue Erkenntnisse zum indischen Buddhismus zu erwarten.“

Neben den Fortschritten zahlreicher Akademieprojekte präsentierte er auch Neuigkeiten des Leibniz-Rechenzentrums, dessen Erweiterungsbau in Garching am 14. Oktober 2011 übergeben wurde. Hier wird im Sommer 2012 der neue Höchstleistungsrechner „SuperMUC“ installiert, der voraussichtlich zu den Top Ten der Welt gehört. „Damit wird das LRZ der Bayerischen Akademie der Wissenschaften in der Champions League der Großrechner einen Platz haben“, sagte Hoffmann.

DIE AUTORIN

Dr. Ellen Latzin leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Er ging auf die aktuellen Veränderungen in der deutschen Akademienlandschaft ein, ferner auf die Strukturevaluierung, der sich die Bayerische



Akademie derzeit unterzieht und von der sie sich „wichtige Anregungen, Impulse und Empfehlungen zur Erfüllung ihrer Aufgaben im 21. Jahrhundert erhofft“. In diesem Zusammenhang stellte Karl-Heinz Hoffmann die 2011 ins Leben gerufene Veranstaltungsreihe „aktuell & kontrovers“ vor: „Unter diesem Motto fördern wir gezielt den Dialog zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit. Hochkarätig besetzte Podiumsdiskussionen beleuchten dabei aktuelle Themen und brisante Zukunftsfragen aus Sicht der Wissenschaft. Mit großem Erfolg haben wir 2011 vier Veranstaltungen zum Japanbeben, zum Umbruch in der arabischen Welt, zur Plagiatsaffäre und zur Eurokrise durchgeführt.“

Festvortrag über Kreationismus

Der evangelische Theologe Friedrich Wilhelm Graf (LMU München) stellte Idee und Folgen des Kreationismus in den Mittelpunkt seines Festvortrags. Bald nach der Publikation von Charles Darwins „The origin of species“ begannen einige Natur- und Sozialwissenschaftler, seine Vorstellungen natürlicher Evolution auch auf menschliche Gesellschaften anzuwenden. Gegen diese Sozialdarwinisten, die um des „survival of the fittest“ willen die Fortpflanzung von „Schwachen“, „Kranken“ und „Degenerierten“ verbieten wollten, richtete sich massiver Protest religiös konservativer Protestanten, vor allem in den USA. In ihrem Kampf gegen Darwins Evolutionstheorie waren diese „Kreationisten“ bemerkenswert erfolgreich, wie Friedrich Wilhelm Graf anhand von „sechs Kurzgeschichten

Dokumentation

Den Bericht des Präsidenten, den Festvortrag von Friedrich Wilhelm Graf und ausführliche Informationen zu den Preisträgern finden Sie unter www.badw.de/aktuell/pressemitteilungen/archiv/2011/PM_2011_36

Die Preisträger stellen ihre Forschungen in dieser Ausgabe von „Akademie Aktuell“ vor (s. S. 58–65).



modernen frommen Schöpfungsglaubens“ zeigte. In den konfliktreichen Prozessen religiöser Globalisierung gelang es ihnen, ihre antidarwinistischen Ideen auch jüdischen und muslimischen Theologen und Religionsintellektuellen nahezubringen. Graf deutete dieses „creation science“ als ein modernes religiöses Phänomen, das inzwischen auch prominente römisch-katholische Theologen im Schülerkreis von Papst Benedikt XVI. fasziniert.

Preisverleihungen

Mit der Verleihung von Preisen fördert die Akademie die Forschung in Bayern, insbesondere die Arbeiten des wissenschaftlichen Nachwuchses. In diesem Jahr vergab sie Preise im Gesamtwert von über 21.000 Euro.

Den mit 5.100 Euro dotierten Preis der Peregrinus-Stiftung erhielt die Psychologin Eva-Verena Wendt (LMU München) für ihre Dissertation über „Sexualität und Bindung“. Sie untersuchte darin die Qualität und Motivation sexueller Partnerschaften im Jugend- und jungen Erwachsenenalter (s. S. 62/63).

Der mit 4.000 Euro dotierte Max Weber-Preis ging an den Rechtswissenschaftler Luis Greco von der LMU München. Er rekonstruiert in seiner Dissertation „Lebendiges und Totes in Feuerbachs Straftheorie – Ein Beitrag zur gegenwärtigen Grundlagendiskussion“ über das Werk Paul J. A. Feuerbachs die philosophischen und dogmatischen Grundlagen der Kriminalstrafe im Rechts-

staat (s. S. 60/61). Mit dem gleich hoch dotierten Arnold Sommerfeld-Preis zeichnete Akademiepräsident Hoffmann den Geowissenschaftler Dan Frost aus. Er hat am Bayerischen Geoinstitut in Bayreuth grundlegende Forschungen zum Verständnis des Erdmantels und zum Vergleich des Erdmantels mit dem Mantel des Mars vorgelegt (s. S. 64/65).

Der mit 5.000 Euro dotierte Akademiepreis geht traditionell an Personen, die nicht hauptamtlich in der Forschung tätig sind. 2011 zeichnete die Akademie damit Hubert Kaufhold aus. Der Münchner Richter a. D. und Honorarprofessor an der LMU München widmete sein wissenschaftliches Lebenswerk dem Römischen Recht und dem Recht des Christlichen Orients (s. S. 58/59).

Den Akademiepreis der Karl Thiemig-Stiftung für Nachwuchsförderung erhielt Wolfgang Hommel, wissenschaftlicher Mitarbeiter des Leibniz-Rechenzentrums, für seine Arbeiten zum förderierten Identitätsmanagement und zu IT-Security-Frameworks. Der Preis ist mit 3.000 Euro dotiert.

Medaille Bene merenti

Die Medaille Bene merenti in Silber für besondere Verdienste um die Akademie ging an den Ökologen Wolfgang Haber (TU München) für sein Engagement in der Kommission für Ökologie sowie posthum an Rudolf Meimberg, den Stifter des alle zwei Jahre verliehenen Preises der Peregrinus-Stiftung der Akademie.

Abb. 2: Erstmals fand der anschließende Empfang für die rund 900 Gäste im Foyer des Herkulesaales statt.

Abb. 3: Im Gespräch: Friedrich Wilhelm Graf (l.) und Wulf Oesterreicher (r.) mit Heinrich Meier, Geschäftsführer der Carl Friedrich von Siemens Stiftung.

Abb. 4: Die Preisträger des Jahres mit Präsident Karl-Heinz Hoffmann (links außen): Frau Ott-Meimberg, die den Preis für den kurz zuvor verstorbenen Rudolf Meimberg entgegennahm, Wolfgang Haber, Hubert Kaufhold, Wolfgang Hommel, Eva-Verena Wendt, Dan Frost und Luis Greco (v. l. n. r.).

Abb. 5: Feierlicher Einzug der Akademiemitglieder in den Herkulesaal der Münchner Residenz.

Befristete Wissenschaft

Kopfschüttelnd schauen manche Wissenschaftler auf Banker oder Politiker und deren augenscheinlich konstitutive Unfähigkeit, weiter zu blicken als bis zum nächsten Halbjahresbericht oder Wahltermin. Aber unterscheidet sich das kurzfristige Denken in Wirtschaft und Politik tatsächlich vom Denken im derzeitigen Wissenschaftssystem?

VON VICTOR I. SPOORMAKER UND JULIA STENZEL

IN DEN LETZTEN Jahrzehnten wurde das Wissenschaftssystem derart umgebaut, dass Forschung jetzt hauptsächlich in befristeten Projekten und auf befristeten Stellen betrieben wird, wobei zwei bis drei Jahre die gängige Frist sind – und fünf Jahre bereits als Langzeitperspektive gelten können. Nicht anders als in der Wirtschaft führt das zwar zu effizienterer Produktion, nicht aber zu Qualität.

Der Wegwerf-Akademiker

Vor einem Jahr veröffentlichte „The Economist“ einen Artikel mit dem Titel: „The disposable academic“, der Wegwerf-Akademiker. Er beschreibt, wie in den Vereinigten Staaten und Europa ein Gutteil der wissenschaftlichen Forschung von jungen Wissenschaftlern auf befristeten Stellen betrieben wird, die nach Projektende durch neue junge Wissenschaftler ersetzt werden, die viel billiger sind als die erfahreneren Kollegen. Ein Beispiel aus den Vereinigten Staaten: Ein Doktorand erhält für neun Monate Lehrtätigkeit ungefähr 20.000 Dollar, ein Professor verdiente 2009 durchschnittlich 109.000 Dollar. Es ist daher für das System von Vorteil, dass die Menge der Ph. D.s explodiert ist – zwischen 1998 und 2006 wuchs in den Staaten der OECD (Organisation for Economic Co-operation and Development) ihre Zahl um 40 %. Für den Einzelnen impliziert die Promotion aber nicht unbedingt einen Karrieresprung, wird er doch letztlich für einen akademischen Arbeitsmarkt ausgebildet, den es so nicht gibt. Vielleicht wird er mit ein oder zwei Post-Doc-Verträgen noch etwas länger hingehalten, aber irgendwann muss er doch

eine Stelle außerhalb der Wissenschaft antreten, und spätestens dann stellt sich die Frage, ob sich die jahrelange, schlecht bezahlte Arbeit an der Universität tatsächlich gelohnt hat. Man holt ja nicht mit ein paar „soft skills“-Kursen auf, was sich andere in Jahren professioneller Ausbildung und Berufserfahrung aufgebaut haben, wenn gleich so mancher Akademiker das anzunehmen scheint.

Im internationalen Vergleich schneidet Deutschland besonders schlecht ab: Dem Bundesbericht zur Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses (2008) zufolge war 2005 nur ein Viertel aller akademischen Stellen an den deutschen Universitäten unbefristet – weit weniger als in Frankreich, England und sogar in den Vereinigten Staaten. Die Befristung wissenschaftlicher Stellen ist ein probates Mittel, die Zahl der Wissenschaftler in einem Staat zu erhöhen, ohne mehr Geld in Wissenschaft zu investieren. So tun sich amtliche Berichte über Wissenschaft und Innovation leicht mit der Aussage, dass die EU zu wenig Forscher hat, z. B. der aktuelle „Innovation Union Competitiveness Report 2011“ der Europäischen Kommission: „Die EU wird mindestens eine Million





Ein System und seine Folge: Massenproduktion

Es stellt sich die Frage nach den Auswirkungen eines Wissenschaftssystems, das sich auf ein Heer an befristeten, leicht auswechselbaren Forschern stützt. Die Antwort ist schnell gefunden: Massenproduktion. In Kapitel 6 des genannten, dickleibigen Berichtes der Europäischen Kommission (765 S.) wird betont, dass ein Drittel aller wissenschaftlichen Publikationen aus der EU stammt, mehr als z. B. aus den USA. Trotzdem entstehen in den USA mehr Publikationen, die zu den weltweit am häufigsten zitierten 10 % zählen, was in den Naturwissenschaften als Indikator für die Qualität wissenschaftlicher Veröffentlichungen gilt. Deutschland hat übrigens den wissenschaftlichen Output von 2000 bis 2008 stark steigern können, von 77.958 auf 111.288 Publikationen (und produziert damit ein Fünftel des europäischen Outputs), ohne dass jedoch der Anteil hochzitierteter Publikationen wuchs. Bezogen auf die europäischen Länder mit einem nennenswerten Output (d. h. mehr als 20.000 wissenschaftliche Publikationen pro Jahr) liegt Deutschland im Mittelfeld (Abb. 2).

Abb. 1: Starker Zuwachs: Zwischen 2000 und 2008 stieg der wissenschaftliche Output in Deutschland stark an, von 77.958 auf 111.288 Publikationen im Jahr.

neue Arbeitsplätze in der Forschung schaffen müssen.“ Aber wie soll das zu machen sein, nachdem fast alle EU-Länder die Lissabon-Strategie hoffnungslos haben versagen lassen? Sollen die ohnehin knappen Mittel auf noch mehr, noch schlechter bezahlte Stellen verteilt werden?

Insbesondere die Schweiz hat eine gute Quote. Erhellend ist hierzu eine kleine Grafik im gleichen Kapitel des Kommissionsberichtes, in der die Proportion hochzitierteter Publikationen pro Land auf der Y-Achse dargestellt ist, und auf der X-Achse nicht die Gesamtzahl der Forscher oder die Menge in Forschung investierter Gelder, sondern die pro Forscher investierten Gelder. Was die Grafik zeigt, ist eine starke, positive Korrelation, die uns sagt: Je mehr ein Land pro Forscher investiert, desto höher ist der Anteil hochzitierteter Publikationen (Abb. 3).

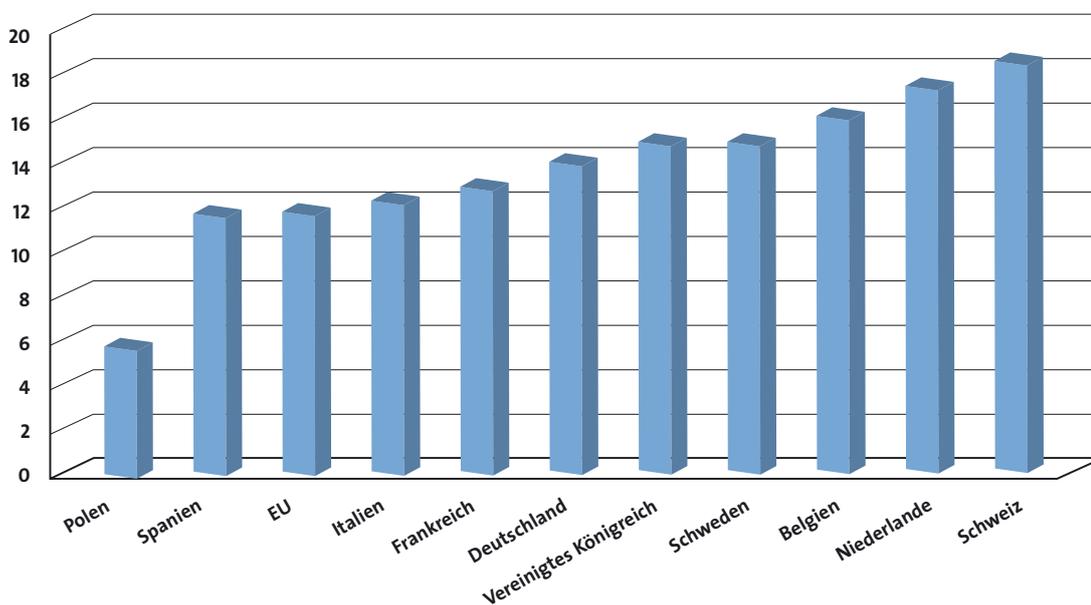
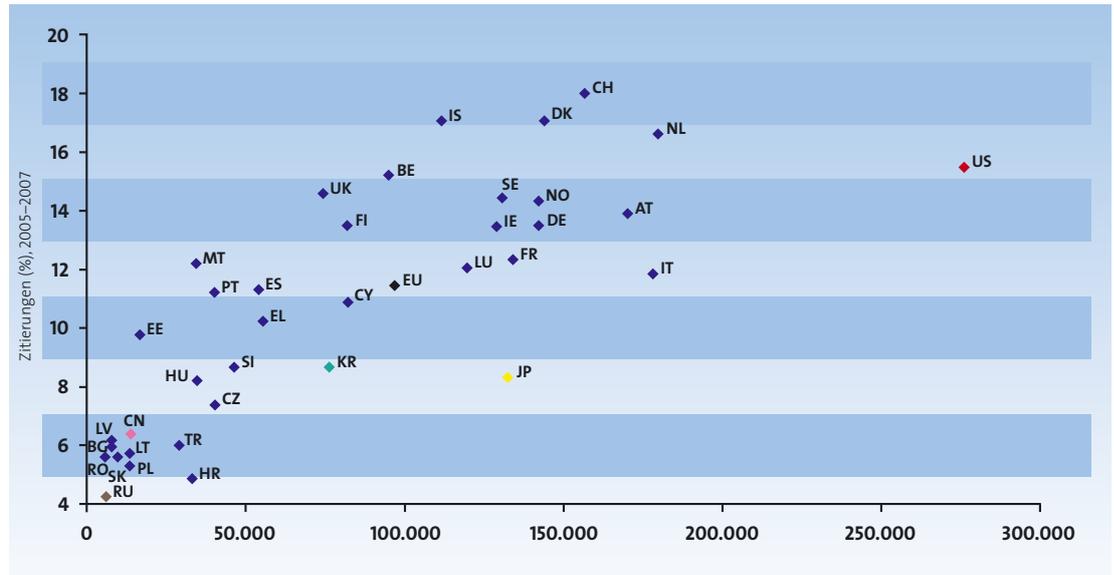


Abb. 2: Anteil der hochzitierten Publikationen (obere 10 %) an der Gesamtheit der Publikationen eines Landes (2008).

Abb. 3: Anteil hochzitatierter Publikationen im Zeitraum 2005 bis 2007 in Abhängigkeit der vom Staat investierten Gelder pro Forscher (in Euro) im Jahr 2003.



Auch hier schneidet die Schweiz im europäischen Vergleich gut ab. Dieses Land, das im Verhältnis zur Einwohnerzahl die höchste Nobelpreisträger-Dichte hat, gibt anderen Zahlen (der OECD) zufolge in Europa am meisten pro Forscher aus. Pikant wird es, wenn man die europäischen Zahlen mit denen der USA vergleicht: Werden in der EU insgesamt durchschnittlich 159.328 Euro pro Forscher investiert, so liegt dieser Betrag in den USA um 20 % höher: bei 192.711 Euro. Und das sind keine privaten Mittel: Aus dem privaten Sektor kommt in der EU pro Forscher (FTE) sogar mehr als in den USA (217.584 versus 183.050 Euro), die öffentliche Hand gibt hingegen sehr viel weniger (159.328 versus 192.711 Euro). Hier liegt ein Hauptproblem der europäischen Länder.

Vor diesem Hintergrund stellt sich die entscheidende Frage, in welche Richtung die deutsche Wissenschaft gehen will. Will man Qualität fördern oder Quantität? Denn auf Quantität ist das derzeitige System optimal ausgerichtet. Mit kurzfristigen Projekten und Verträgen werden junge Wissenschaftler zu schneller, effizienter Arbeit gezwungen, und das ist auf den ersten Blick gut für die Produktivität. Das Problem ist aber, dass man nur von Stelle zur Stelle denkt, und wenn man sich in ein Projekt eingearbeitet hat und die Daten anfangen einzufließen, muss man schon über mögliche Folgeprojekte nachdenken, um nicht Arbeitslosigkeit zu riskieren. Das begünstigt schnelle eher als gute Publikationen – Publikationen, für die man vielleicht ein bis

zwei Jahre investieren müsste. Wer hat diese Zeit bei einer Dreijahresstelle? Publizieren muss ja schnell gehen, denn je mehr Publikationen, desto größer die Chance auf Erfolg beim nächsten Antrag.

Deutschland als westeuropäischer Befristungsmeister

Was machen Deutschlands kleine Nachbarn – u. a. Dänemark, die Niederlande, Österreich und die Schweiz – so anders, und warum haben sie prozentual so viel mehr ausgezeichnete Publikationen? Die einfache Antwort ist: Sie investieren etwas mehr pro Forscher und denken ein wenig langfristiger. Es gibt in diesen Ländern mehr unbefristete Stellen vor der Professur: Deutschland ist westeuropäischer Befristungsmeister. Während in Deutschland ein erfolgreicher Post-Doc hoffen muss, dass auch sein nächster Antrag Erfolg hat (diejenigen, die es zur Professur schaffen, haben durchschnittlich mehr als zehn Jahre in Stipendien und auf befristeten Stellen zugebracht), gibt es in den kleinen Nachbarländern andere Möglichkeiten; auch diesseits der Professur ist eine unbefristete Stelle keine absolute Ausnahme. Wenn man gute Vorlesungen hält, eine schöne Forschungslinie aufgebaut hat und gute Publikationen vorweist, kann man an der Universität eine Stelle als „Universitär Docent“ (Niederlande) oder „Dozent“ (Schweiz) bekommen. Diese unbefristete Stelle bietet auch eine Aufstiegsperspektive, z. B. zum „Universitär Hoofddocent“ (vergleichbar mit „associate professor“), und man muss sich daher nicht als Assistent/Mitarbeiter/Privatdozent von Vertrag zu Vertrag schleppen.

Das heißt: Wo in Deutschland ein Nachwuchswissenschaftler vom nächsten abgelöst wird, gibt es in den Nachbarländern eine realistische Chance auf beruflichen Aufstieg – und langfristige Perspektiven neben der Professur. Das ist deshalb auch systemisch sinnvoll, weil nicht jeder, der gut unterrichtet und gute Forschung macht, unbedingt Professor oder Institutsleiter werden muss. Ein kleiner, aber entscheidender Unterschied der Systeme, denn mit zehn Jahren Forschungserfahrung in seinem Fachgebiet arbeitet und lehrt man doch anders als ein Anfänger. Während also manche Wissenschaftler in anderen Ländern relativ geschützt forschen und auch Jahre voraus planen können, stolpern junge Wissenschaftler in Deutschland von Stelle zu Stelle. Das stellt in den kreativsten Jahren von Forscherpersönlichkeiten eine erhebliche Beeinträchtigung dar – Nobelpreisträger waren z. B. in der Physiologie und Medizin im Durchschnitt zum Zeitpunkt ihrer entscheidenden Entdeckung zwischen 30 und 40 Jahre alt. Wenn der Lebensgefährte oder die Lebensgefährtin nicht außerhalb der Wissenschaft arbeitet, ist darüber hinaus auch die Familienplanung in Deutschland kaum möglich (an das Familienministerium: Hat vielleicht die sinkende Geburtenrate Deutschlands etwas mit der Zunahme befristeter Stellen zu tun?). Vermutlich liegen auch hier wichtige Gründe dafür, dass so viele deutsche Forscher ins Ausland gehen und dort eine (unbefristete) Stelle annehmen.

Es nützt wenig, mehr oder anders geartete befristete Stellen zu schaffen, sei es in Form von „junior professorships“ oder auf dem Wege des Ausbaus der DFG-Programme. Die Juniorprofessur basiert auf dem amerikanischen Tenure-Track-Prinzip, mit dem Unterschied, dass sie in Deutschland befristet ist und in der Regel erwartet wird, dass man sich nach dieser Frist an einer anderen Universität bewirbt; und das läuft dem Tenure-Track-Prinzip zuwider, soll es doch viel versprechende Nachwuchswissenschaftler gerade an eine Hochschule binden helfen. Ähnlich problematisch sind die Post-Doc-Programme der DFG, ein Hauptinstrument von deren Qualitätsförderung. Zum einen basiert die Zuweisung der Gelder hier nicht ausschließlich auf Qualität; bei einer internen Studie zum Peer Reviewing in der DFG (2007) wurde Fachkollegiaten der DFG z. B. folgende Aussage vorgelegt: „Es ist ja doch immer der gleiche Kreis von Leuten, die das Geld für ihre Forschung bekommen“; 3,3 % stimmten

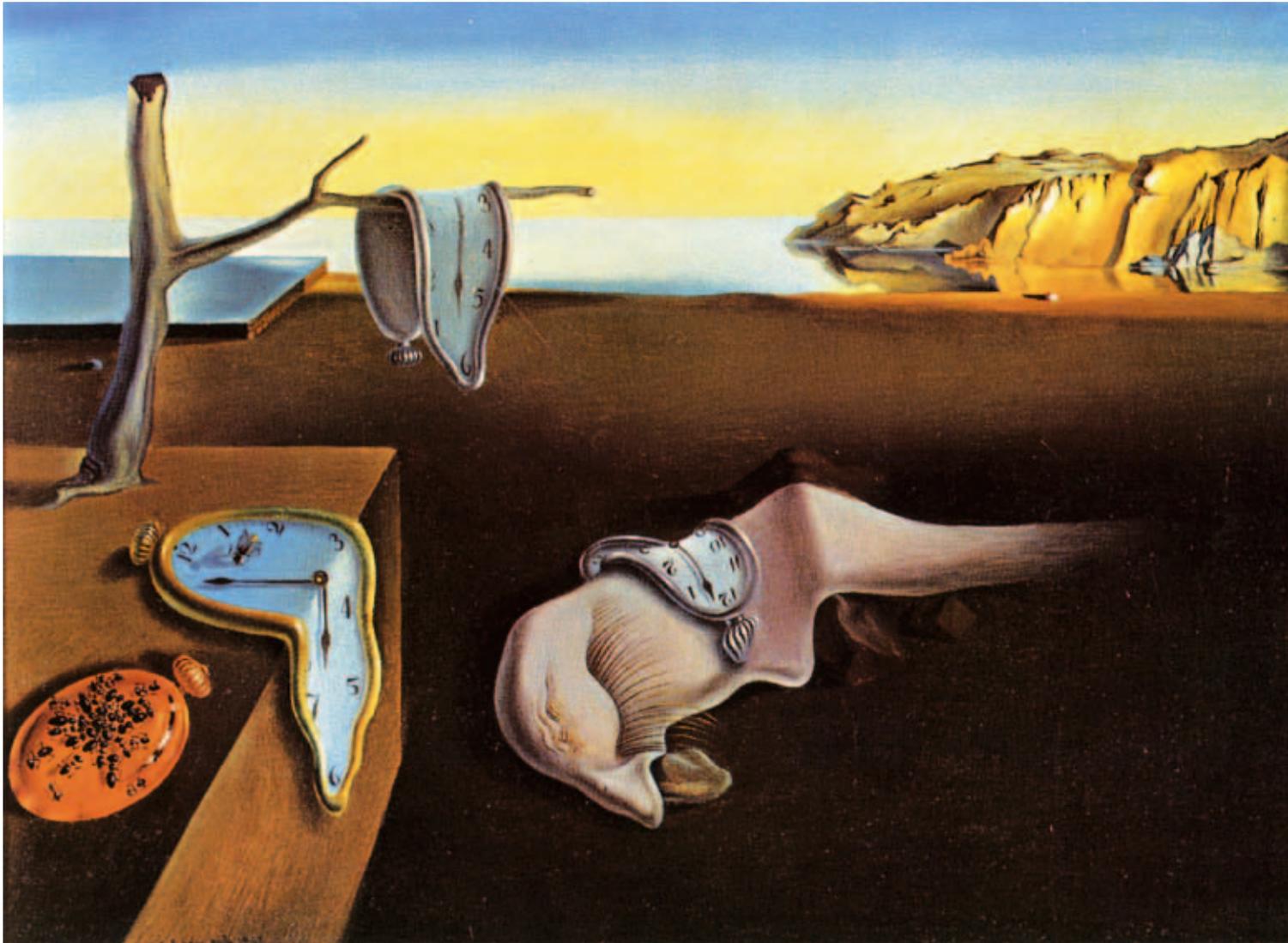
voll, 29,4 % teilweise zu. Das hat natürlich auch damit zu tun, dass die deutsche Wissenschaftsgemeinschaft recht klein ist und fast jeder jeden kennt. Will man da Qualität adäquat fördern, muss man auch konsequent im Ausland nach Reviewern suchen, doch dazu müssten alle Anträge standardmäßig auf Englisch eingereicht werden – in den Naturwissenschaften wäre das leichter umzusetzen als in den meisten Geistes- und Kulturwissenschaften. Wichtiger noch als Tendenzen zu fragwürdigen Formen des Networking ist, dass auch die DFG-Stellen befristet sind und schon deswegen keine Lösung für die systemischen Probleme bieten können. Eine nationale Forschungsgemeinschaft sollte Wissenschaftlern die Möglichkeit eröffnen, zusätzliche Kapazitäten für Forschung zu einzuwerben, ihr Auftrag kann aber nicht der einer Jobmaschine sein, die die Universitäten aus der Verantwortung für ihren wissenschaftlichen Nachwuchs entlässt.

Was ist nun aus dieser Situation zu folgern?

Das kommt darauf an: Will man mehr Qualität? So investiere man langfristig in den einzelnen Wissenschaftler. Gerade hier suggerieren die Daten, dass das deutsche System mit relativ geringen zusätzlichen Investitionen den Output qualitativ erhöhen kann. Extramilliarden sind dafür nicht unbedingt notwendig, Mut aber schon. Wir vermuten, dass in Deutschland viele Universitäten das Trauma der 1970er Jahre nicht überwunden haben, als unbefristete Stellen an nur bedingt Qualifizierte quasi verschenkt wurden und die Unis dann über Jahrzehnte zu viele für die Wissenschaft nur eingeschränkt geeignete Mitarbeiter hatten. Vielleicht steht auch der Gedanke dahinter, auf jeden Zug angeblicher Innovation aufspringen zu müssen. Beides ist falsch gedacht. Der Beruf des Akademikers und dessen Ausbildung haben sich seit den 1970er Jahren stark professionalisiert, und Unis sind dazu da, gute Lehre und gute Forschung zu garantieren; sie sind eine der wenigen gesellschaftlichen Institutionen, die tatsächlich langfristig denken und planen können – und sollten. Das sollten sie dann auch im Umgang mit ihren wissenschaftlichen Mitarbeitern tun. Und hier ist die Politik gefordert: Sie müsste die Universitäten in die Lage versetzen, auch tatsächlich eine eigenständige Personalpolitik zu betreiben. So könnte das Kündigungsrecht geändert werden, etwa indem eine Verbeamtung auf Widerruf zum Standard und (anders als derzeit durch Befristung) ein Leistungsfaktor in das System integriert wird. Qualität setzt eben nicht nur ausreichende finanzielle Mittel voraus, sondern auch langfristiges Denken. ■

DIE AUTOREN

Der Psychologe Victor I. Spoormaker, Ph. D., ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Psychiatrie in München und forscht dort über den REM-Schlaf. Dr. Julia Stenzel ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Theaterwissenschaft der LMU München, sie erforscht das Attische Drama auf der politischen Bühne des 19. Jahrhunderts. Beide wurden 2011 in das Förderkolleg der Akademie für den exzellenten wissenschaftlichen Nachwuchs in Bayern aufgenommen.



Einführung

Das Gedächtnis der Sprache

Sprachwandel und Gegenwart –
welche Bedeutung besitzt die
sprachliche Vergangenheit für die
Gegenwart?

VON OLAV HACKSTEIN

Mit der Erinnerung sehen: Erinnerung und Wahrnehmung

Eine besondere kognitive Fähigkeit des Menschen besteht darin, mit der Erinnerung zu sehen. Wie experimentell nachweisbar ist, bilden die synchronen Reize der umgebenden Welt tatsächlich nur einen Bruchteil des aktuell bewusst Wahrgenommenen, der größere Teil hingegen ist Erinnerung, die als Erfahrung und Erwartung den Gesamteindruck ergänzt und auch in die Zukunft leuchtet. Die individuelle menschliche Wahrnehmung des Gegenwärtigen umspannt demnach Vergangenheit (Erfahrung) und Zukunft (Erwartung).

Abb. 1: Sprachwandel betrifft die Sprache ungleichmäßig, und oft bilden ältere und jüngere Wortbedeutungen ein organisches Flechtwerk. Das Zusammenwirken von Vergangenem und Gegenwärtigem stellte Salvador Dalí 1931 in seinem Gemälde „La persistencia de la memoria“ dar. Das Bild verleiht der klebrigen Langsamkeit der Zeit, dem Verschmelzen von Vergangenheit und Gegenwart optischen Ausdruck.

Mit der Erinnerung sprechen: Erinnerung und Sprache

Was für das Verhältnis von Erinnerung und Wahrnehmung gilt, gilt ebenso für die mündlich tradierte sprachliche Erinnerung sowie die Verwendung und das Verständnis von Sprache. Sprache ohne Erwartung über die Wohlgeformtheit sprachlicher Äußerungen, ohne Korrektheitsbewusstsein, ist nicht möglich. Die Erwartung wiederum konstituiert sich aus Erfahrungen des Vergangenen. Sprachliche Erfahrung ist gespeicherte Vergangenheit, die in die Gegenwart (als Routine) und in die Zukunft (als Erwartung) projiziert wird. Ein Teil unseres Sprachgebrauchs konstituiert sich somit aus der Projektion der sprachlichen Vergangenheit. Daher bietet die sprachliche Gegenwart ein Mosaik aus innovativen und persistenten Formen, oder besser: ein organisches Flecht- oder Netzwerk, in dem Altes und Neues miteinander verwoben sind.

„Älter“ bedeutet nicht „ungebräuchlich“

Obwohl natürliche Sprache einem beständigen Wandel unterworfen ist, bedarf es keiner Zeitmaschine, um die sprachliche Vergangenheit zu erfahren. Weil ihr Wandel nie alle Ebenen gleichmäßig betrifft, bietet die Sprache ein Nebeneinander von älteren und jüngeren Elementen – ältere Wortbedeutungen stehen z. B. neben jüngeren. Da die Sprache mündlich tradiert wird, bleiben konkrete Bedeutungen und abstrakte Muster über erstaunlich lange Zeiträume am Leben. Die mündliche Tradition kann die sprachliche Vergangenheit sogar dann lebendig halten, wenn die betreffenden Wörter bereits aus der Sprache ausgeschieden sind. Ein Beispiel hierfür sind Namen: Außer Gebrauch geratene Berufsbezeichnungen bleiben oftmals in Familiennamen erhalten, wie *Nonnenmacher* „Kastrator weiblicher Schweine“, *Noldenfresser* „Nadelbüchsendrechsler“ oder *Bartenwerfer* „Hellebardenmacher“.

Die Formelhaftigkeit der Sprache, des Lexikons und der Grammatik

Das zentrale Vehikel der mündlichen Tradierung lexikalischen und grammatischen Wissens ist die Formelhaftigkeit der Sprache. Sowohl die Entdeckung als auch die Würdigung des Phänomens sind noch relativ jung. Die Erforschung der Formelhaftigkeit menschlicher Sprache ging zunächst von der Literaturwissenschaft aus. Initialzündung war die Untersuchung der altgriechischen Epen Ilias und Odyssee, die den Anfang der abendländischen Textualität bildeten und deren Sprache erkennbar Ausläufer einer jahrhundertealten Tradition mündlichen und improvisierenden Dichtens ist. Typisches Merkmal oraler Dichtung ist die reihende, formelhafte, mit sprachlichen Altertümern durchsetzte Diktion, z. B. homerische Wendungen wie *die geflügelten Worte, Gehege der Zähne, die ewig währenden Götter, Zeus Vater*. Die Formelhaftigkeit der erlernten epischen Kunstsprache erleichterte dem Sänger bzw. „Aoiden“ den mündlichen Vortrag, ohne aber die Flexibilität des Ausdrucks zu beeinträchtigen oder die Kreativität der Ausgestaltung zu behindern.

Von höchster Brisanz ist, dass sich die Formelhaftigkeit für die allgemeine Sprachwissenschaft als nicht minder wichtig herausstellte, und zwar als Grundlage der natürlichen Sprachproduktion. Den Brückenschlag zwischen dem gleichermaßen literaturwissenschaftlichen und sprachwissenschaftlichen Phänomen der Formelhaftigkeit vollzog Paul Kiparsky im Jahr 1976. Wie in der Literaturwissenschaft, so erwiesen sich auch in der Sprachwissenschaft Formeln nicht als bloße Zwangsjacke, sondern vielmehr als Werkzeuge der Kommunikation: Sprachliche Formeln besitzen eine Vielzahl von Funktionen.

Kulturelles Gedächtnis der Sprache im Lexikon

Erbte Wörter erhalten im Laufe der Jahrhunderte oft neue, übertragene Bedeutungen, und bisweilen ist die ältere Bedeutung eines Wortes nur noch wissenschaftlich (über die etymologische oder historisch-vergleichende Methode) erschließbar. Ein Beispiel ist lat. *aestimāre* „den (Geld-)Wert schätzen, bewerten“, nachklassisch „glauben, meinen“ (franz. *estimer*). Die ursprüngliche Bedeutung von lat. *aes-timāre* war „das Erz schneiden (*aes temnere*), den Bronzewert einer Sache bestimmen“. Sie bewahrt das kulturelle Gedächtnis an die Zeit vor Einführung der Münzwährung, als rohes Metall, das *aes rūde*, als neue Methode der Bezahlung neben die ältere, weit verbreitete „Vieh-währung“ (*pecū, pecūnia*, engl. *fee* „Gebühr“, neuhochdt. *Vieh*) trat.

Auf der Ebene der Redewendungen gibt es gefrorene Erinnerungen, die Momentaufnahmen ihrer Zeit sind. Zwei Beispiele aus dem Deutschen seien genannt: Der neuhochdeutsche Ausdruck *radebrechen* meinte ursprünglich das Gliederbrechen und -verstümmeln mit einem Wagenrad. Dieses Bild wurde Ende des 16. Jahrhunderts auf die Sprache übertragen: *die Sprache radebrechen* im Sinne von *die Sprache verstümmeln*. Im Neuhochdeutschen erinnert das Verb *radebrechen* an archaische Foltermethoden als Bestandteile des gültigen Strafgesetzbuches.

Abb. 2: Das Verb *radebrechen* hat in den letzten Jahrhunderten seine Bedeutung gewandelt.



Noch im 19. Jahrhundert handelt es sich bei Heinrich Heine um eine lebendige Metapher, wenn er in seinen „Florentinischen Nächten“ davon spricht, dass jemand „die armen französischen Worte wie ein Henker radebrach“ (Heine, Florentinische Nächte, Heine-Werke und Briefe Bd. 4, S. 126). Heutzutage aber ist *radebrechen* zum Glück nur noch eine erloschene, tote Metapher.

Die neuhochdeutsche Wendung *das Heft in der Hand behalten* enthält das Substantiv *Heft* in der Bedeutung „Messergriff“ und meint also „den Messergriff in der Hand behalten“ – etwa in der frühneuhochdeutschen elsässischen Wendung *behaltent daz hefte in iuwer hant* „[ihr] haltet das Heft in eurer Hand“ (Diokletanus Leben von

Hans von Büchel, hrsg. v. A. Keller, Quedlinburg/Leipzig 1841, S. 1.576). Die Formulierung *das Heft in der Hand behalten* enthält und verbirgt die Erinnerung an den mittelalterlichen Hieb- und Stichwaffengebrauch als legitimes Mittel der Auseinandersetzung. Auch in diesem Fall handelt es sich heute nur noch um eine tote Metapher. Aktualisierungen der ererbten Formel wie z. B. *das Regiebuch des Handelns in der Hand behalten* zeugen von dem Bestreben, die nicht mehr in ihrem Ursprungssinn verstandene Wendung an neue, aktuelle Konzepte anzuknüpfen. In der Sprachwissenschaft bezeichnet man dies als Volksetymologie.

Polysemie: ein Wort erhält mehrere Bedeutungen

In einer Vielzahl von Fällen erscheint Sprachwandel jedoch nicht als Ersatz-, sondern als Differenzierungsprozess. So führt semantischer Wandel oft zu einer Bedeutungsaufspaltung und -differenzierung, der sog. Polysemie: Ältere Bedeutungen bleiben neben innovativen, jüngeren Bedeutungen stehen, ohne von diesen überlagert oder ersetzt zu werden. Dies geschieht oft unbemerkt. So bewahrt das neuhochdeutsche Verb *wahrnehmen* neben seiner innovativen Bedeutung „mit den Sinnen bemerken“ noch die ältere, ursprünglich ausschließliche Bedeutung „beachten, sich kümmern“, z. B. *er nahm einen Termin/eine Aufgabe wahr*. Hartmann von Aue formuliert im Mittelhochdeutschen: *mîns rosses unde mîn wart vil guot war genomen* „Für mein Pferd und mich wurde sehr gut gesorgt“ (Hartmann von Aue, Iwein, 310f.), Johann Christoph Adelung zitiert in seinem Grammatisch-kritisches Wörterbuch der hochdeutschen Mundart (1793–1801) Johann

Abb. 3: Das neuhochdeutsche Verb *wahrnehmen*.



Elias Schlegel (18. Jhd.): *Du trauest dir zu viel, nimm deiner Wohlfahrt wahr.*

Ein zweites Beispiel: Im modernen Englisch ist die Normalbedeutung von *to tell* „erzählen“. Daneben ist aber die ältere Bedeutung „die Zahl bestimmen“ nicht ausgestorben, sondern besteht in Lexemen wie *teller* „Kassierer, Stimmenausrücker“ und Idiomen wie *to tell the beads* „Perlen zählen, den Rosenkranz beten“ oder auch *there were 30 people there, all told* „es waren 30 Personen da, alles in allem“ fort.



Abb. 4: Das englische Verb *to tell*.

Das Nebeneinander von neuer und älterer Bedeutung ist auch bei hochfrequenten Wörtern festzustellen: So fällt z. B. beim englischen Modalverb *must* „müssen, verpflichtet sein“ die Bedeutung von *must not* als „nicht dürfen“ auf. Sie stellt zwar formal die negierte Form von *must* dar, ist aber inhaltlich nicht dessen logische Um-



Abb. 5: Das englische Modalverb *must* und die Form *mustn't*.

kehrung. Die Ursache hierfür ist, dass in der Form *mustn't* die ältere und ursprünglichere Bedeutung des Verbs „nicht Raum/Gelegenheit haben, nicht dürfen“ fortbesteht, wie etwa im Gotischen *ni ga-mosta* „fand keinen Raum/keine Gelegenheit, konnte/durfte nicht“. Die Form *must* hat sich hingegen in ihrer Bedeutung zu „müssen, verpflichtet sein“ gewandelt.

Von der Kraft der mündlichen Tradierung: das Verb *sein*

Über rein mündliche Tradierung hinterlassen sprachliche Systeme ihren genetischen Fingerabdruck in verwandten Tochtersprachen (z. B. das Altnorwegische im modernen Isländischen, das Lateinische im modernen Französischen). Ererbte Sprachzüge können sprachübergreifend reflektiert, geographisch weit verstreut und chronologisch über mehrere Jahrtausende verteilt sein. In genetisch verwandten Sprachen können sehr komplexe morphologische Muster (bei rein mündlicher Tradierung ohne Hilfe von Speichermedien) sogar über erstaunlich lange Zeiträume intakt bleiben. Das folgende Beispiel belegt für das Verb *sein* den Erhalt einer komplexen Stammvarianz über vier Jahrtausende. Die westgermanischen und deutschen Formen bewahren noch die uralten unbetonten Formen, wie der Vokalismus im Singular *ist* aus **h₁es-ti*

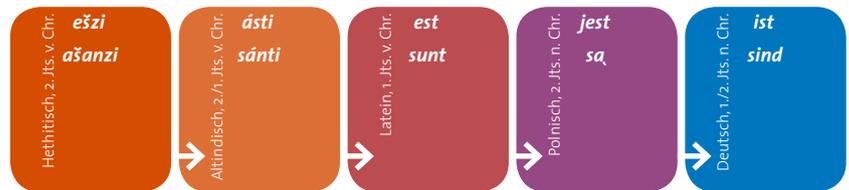


Abb. 6: Mündliche Tradierung von *ist/sind* vom Hethitischen über Altindisch und Latein bis heute.

und der Konsonantismus in der 3. Person Plural *sint* (althochdeutsch) und *sind* (neuhochdeutsch) aus **h₁s-enti* zeigen.

Die Langlebigkeit von Formeln: *weh tun*

Wie bereits gesagt, kann das kulturelle Gedächtnis verloren gehen, wenn Bedeutungen sich verschieben oder lebendige Metaphern zu toten Metaphern werden. Indessen besteht die Möglichkeit, dass sich auch sprachliche Mehrwortformeln über sehr lange Zeiträume erhalten (Hackstein 2012). Dies ist umso erstaunlicher, als das Vehikel der sprachlichen Tradierung in erster Linie der natürliche und mündliche Spracherwerb ist. Im Bereich der Versprachlichung elementarer Konzepte ist die Chance am größten, ererbte Formeln anzutreffen. So begegnen wir im Falle des Inhaltskonzepts „Schmerz zufügen“

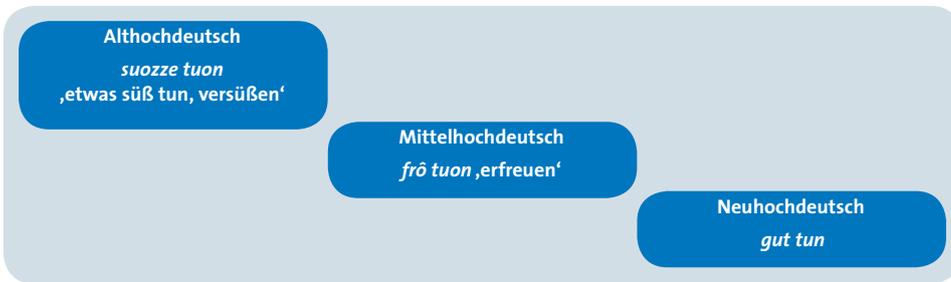
Abb. 7: Weh tun, kund tun, gut tun: Entwicklung vom Hethitischen des 2. Jahrtausends v. Chr. bis zum Neuhochdeutschen.

einem über mehrere Sprachzweige hinweg etymologisch homogenen Ausdruck, dessen Zeit- und Bezeugungstiefe mehrere tausend Jahre überspannt.

Die Vererbung syntaktischer Muster

Am Ende dieser Materialschau steht die Tradierung syntaktischer Muster, denn kein Gegenstand ist im Stande, die Kraft der mündlichen Tradierung, die das Gedächtnis der Sprache ausmacht und überhaupt das synchrone Funktionieren von Sprache mit garantiert, besser vor Augen zu führen. Gemeinhin wird die Syntax nämlich als Bereich der Grammatik angesehen, der in größerem Maße wandelbar ist als etwa die Morphologie – man würde demnach von syntaktischen Mustern die Langzeit-Tradierung weniger erwarten. Indessen besitzen auch abstraktere und komplexere syntaktische Muster das Potential, über erstaunlich lange Zeit rein mündlich tradiert zu werden. Ein repräsentatives Beispiel ist folgendes: Ein alter syntaktischer Satztyp des Indogermanischen waren die kopulalosen Nominalsätze. Im Indikativ des Präsens wurde das Kopulaverb „ist“ ausgespart. Die Verbindung von Subjekt und

Prädikatsnomen reichte aus. Lediglich für die Verwendung als Verbum existentiae, existieren, vorhanden sein‘ und dessen Negation war die Verwendung der Präsensform „ist“ vorgesehen.



Die Verbindung des urindogermanischen *wai- „Weh“ mit dem Verb *d^heh₁- > *d^hē- „tun“ in seiner ältesten, kausativen Bedeutung „etwas (als etwas) setzen, entstehen lassen, etwas zu etwas machen“ ist vom Hethitischen bis zum Germanischen und hier für alle Sprachperioden belegt (Abb. 7 a). Im Neuhochdeutschen ist der Ausdruck weit davon entfernt, veraltet zu sein, er gehört auch der Umgangssprache an. Außerhalb des Hethitischen hat die Formel viele Spuren in Form von komplexen Nomina und Verben hinterlassen: gotisch *waidedja* „Übeltäter“, lettisch *vaīdēt*, „wehklagen, jammern“ und *vaīdi* „Wehklage, Jammer, Not“, mittellirisch *fāed*, *fōid* „Schrei, Ton“, kymrisch *gwaedd* „clamor, eiulatus“.

Exponent derselben altertümlichen Konstruktion mit kausativem *tun* ist im Neuhochdeutschen der Ausdruck *kund tun*, der sich bis ins Althochdeutsche zurückverfolgen lässt (Abb. 7 b). Diese Konstruktion mit kausativem *tun* hat ihre Produktivität nie eingebüßt. Man beobachtet, dass sie einem lexikalischen Erneuerungsprozess unterworfen ist. Dem Außer-Gebrauch-Geraten bestimmter Adjektive mit *tun* hält also das In-Gebrauch-Kommen neuer Adjektive mit *tun* die Waage (Abb. 7 c).

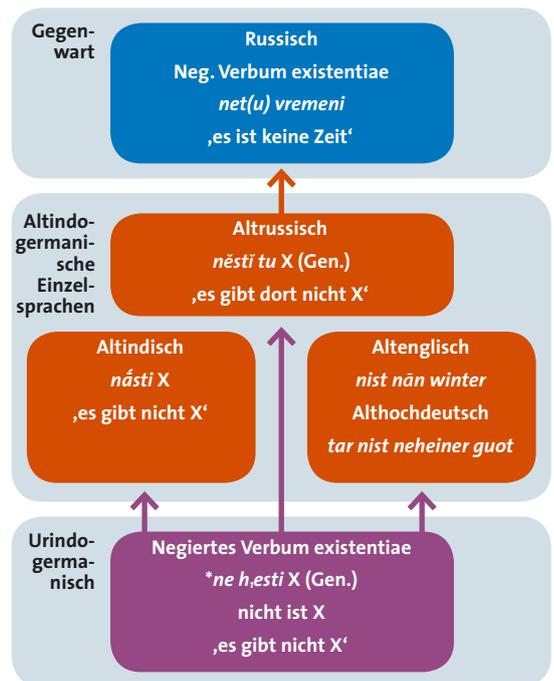


Abb. 8: Vererbung eines syntaktischen Idioms am Beispiel des russischen *net* [njet].

Gut belegt ist die negierte Form des Verbum existentiae, die im Neuhochdeutschen durch „es gibt nicht“, im Englischen durch *there isn't* ausgedrückt wird, dessen ältere Ausdrucksweise aber noch im Althochdeutschen und im Altenglischen (*nist*) greifbar ist. Ein Fortleben bis zum heutigen Tag ist der indogermanischen Konstruktion im Slavischen beschieden. Diese besondere Konstruktion liegt im russischen *net* [njet] mit Genitiv vor. Ererbter Archaismus und synchrone Konstruktion zugleich ist die Verwendung der Antwortnegation *net* [njet] „nein“ als satzwertiges negiertes Verbum existentiae in der Bedeutung „es gibt nicht X“.

Die Indogermanistik – Mittlerin zwischen sprachlicher Vergangenheit und Gegenwart

Die Indogermanistik (und die historisch-vergleichende Methode) eröffnet die integrative Gesamtsicht auf das Zusammenwirken von sprachlicher Diachronie und synchronem sprachlichen System. Sie ist im Stande, die Langlebigkeit sprachlicher Kollokationen und Prozesse, das Potential der mündlichen Tradierung synchroner Archaismen (über den natürlichen Spracherwerb) und die zeitliche Gegliedertheit der Gegenwartssprache aufzuzeigen.

Es ist immer wieder hervorgehoben worden, dass Ferdinand de Saussure, der Begründer der strukturalistischen Sprachwissenschaft, zwischen der sprachlichen Vergangenheit und der sprachlichen Gegenwart eine scharfe Trennlinie gezogen habe. Und oft ist diese Trennung so verstanden worden, dass de Saussure der Diachronie keine Gegenwartsrelevanz beimesse. Dies ist jedoch ein Missverständnis. In Wirklichkeit wollte de Saussure der sprachlichen Vergangenheit nur im Bereich phonologischen (Langzeit)Wandels weniger Relevanz zubilligen, eben dort, wo es sich um lang vergangene historische Lautgesetze handelt. Diese gelten nur für eine bestimmte Zeit und sind meist historische Fakten mit nur noch bedingter Relevanz für die Gegenwart. In Bezug auf andere Bereiche des Sprachwandels hat de Saussure aber sehr wohl die Vernetzung der sprachlichen Vergangenheit und Gegenwart erkannt (De Saussure, *Cours de linguistique générale*, Nachdruck 1976, S. 194). Folgen wir seiner Argumentation in vier Schritten:

(a) Historischer Lautwandel ist nicht alles. De Saussure kleidet dies in die rhetorische Frage: *Mais n'y-a-t-il que les sons qui se transforment avec le temps?*

- (b) Bedeutungswandel und Wandel der grammatischen Kategorien führen zum Schwund von Bedeutungen, Wörtern und grammatischen Kategorien: *Les mots changent de signification, les catégories grammaticales évoluent; on en voit qui disparaissent avec les formes qui servaient à les exprimer* (par exemple le duel en latin).
- (c) Jedoch betrifft der Sprachwandel die aktuelle Sprachverwendung ungleichmäßig. Auf der Ebene der Gegenwartssprache treffen sich alte und junge Formen. Dies führt de Saussure zur entscheidenden Frage: *Et si tous les faits de synchronie associative et syntagmique ont leur histoire, comment maintenir la distinction absolue entre la diachronie et la synchronie?*
- (d) Am Ende zieht er den Schluss: *Cela devient très difficile dès que l'on sort de la phonétique pure.*

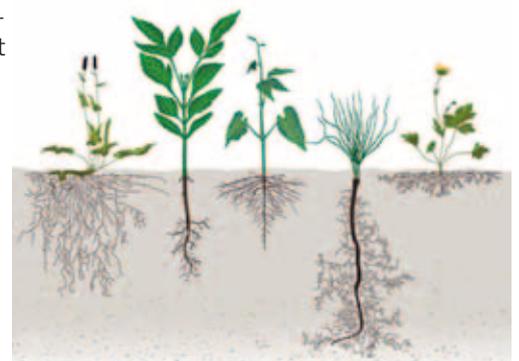
Die historisch-vergleichende und die allgemeine Sprachwissenschaft, die zur Zeit ihrer Etablierung als Wissenschaften im 19. Jahrhundert vereint waren und sich dann trennten, werden daher seit einigen Jahrzehnten wieder zunehmend vernetzt betrachtet.

Das Dargelegte soll vor Augen führen, dass die sprachliche Vergangenheit nicht bloßes Museum ist, sondern die Gegenwart auch aktiv mitbestimmt. Beide – sprachliche Gegenwart und sprachliche Vergangenheit – sind miteinander vernetzt. Das Gedächtnis der Sprache ist somit kein theoretisches Konstrukt, sondern Realität. Und die Metapher, die Wörter, Wortformen und Konstruktionen mit verschieden tief wurzelnden Pflanzen vergleicht, die ohne diese Wurzeln nicht lebensfähig wären, besitzt ihre Berechtigung. ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Olav Hackstein hat den Lehrstuhl für Historische und Indogermanische Sprachwissenschaft an der LMU München inne. Seine Forschungsschwerpunkte sind allgemeine und historisch-vergleichende Sprachwissenschaft. Er veröffentlichte u. a. „Die Sprachform der homerischen Epen“ (2002) und „Apposition and Nominal Classification in Indo-European and Beyond“ (2010).

Abb. 9: Wie flach und tief wurzelnde Pflanzen sind auch alle unsere heutigen Wörter in der Vergangenheit unterschiedlich tief verankert.



Zitierte Literatur

O. Hackstein, When words coalesce. In: *The Indo-European Verb. Proceedings of the Conference of the Society for Indo-European Studies*, Los Angeles, 13–15 September 2010. Craig Melchert (Ed.), Wiesbaden 2012, S. 87–104.

P. Kiparsky, Oral poetry: some linguistic and typological considerations. In: B. A. Stolz & R. S. Shannon III (Eds.), *Oral Literature and the Formula*, Ann Arbor: Center for Coordination of Ancient and Modern Studies 1976, S. 73–106.

Kooperation

Vom Blick über den Tellerrand

Die Vielfalt historischer Sprachwissenschaften und wissenschaftlicher Wörterbücher in München ist bemerkenswert.

Das „Zentrum historische Sprachwissenschaften“ (ZhS) hilft dabei, das „Leben der Sprachen“ interdisziplinär zu erforschen, Projekte zu vernetzen, der Lehre neue Impulse zu geben. Im ZhS haben sich Fächer und Forschungsvorhaben der LMU München und der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zusammengeschlossen. Ein Gespräch mit dem Sprecher des Zentrums, Peter-Arnold Mumm.

„Akademie Aktuell“: Wozu gibt es ein Zentrum für historische Sprachwissenschaften in München?

PETER-ARNOLD MUMM: Das Zentrum historische Sprachwissenschaften ist 2001 gegründet worden, nachdem einige der beteiligten Disziplinen schon länger in verschiedenen Konstellationen in Forschung und Lehre zusammengearbeitet hatten. Sprachen sind in ihrer Geschichte weitläufig miteinander verwoben. Und die Vorgänge bei Sprachkontakt und Sprachentwicklung, überhaupt die Vorgänge im „Leben der Sprachen“ sind immer wieder recht ähnlich. Wissenschaftler können hier viel voneinander lernen – umso mehr, je reicher die Fächervielfalt ist. In München haben wir gute Bedingungen dafür: An der Universität sind neben den großen Europäischen Philologien Germanistik, Anglistik, Romanistik und Slavistik auch Fächer wie Albanologie, Assyriologie und Hethitologie, Finno-ugristik, Indologie, Indogermanistik, Klassische Philologie und Sinologie vertreten, außerdem übergreifende Disziplinen wie Allgemeine und Typologische Sprachwissenschaft und Phonetik. Dazu kommt die Bayerische Akademie der Wissenschaften mit ihren auf viele Jahre angelegten



Großwörterbuchprojekten zum Altokzitanischen, Bairischen, Lateinischen und Tibetischen. All diese Disziplinen und Projekte haben zunächst ihre eigene Tradition; die Wissenschaftler bauen auf ihren Vorgängern auf und verbessern, verfeinern, erweitern das Wissensgut ihres Fachs. Aber jedes Fach hat auch seine Blindheiten, niemand überblickt alle Details. Und was in der einen Sprachfamilie gang und gäbe ist, mag in der anderen ganz vereinzelt erscheinen und die dortigen Wissenschaftler vor ein Rätsel stellen. Da hilft der Blick über den Tellerrand. Dort zeigen die Sprachen Möglichkeiten, Entwicklungen und Einflüsse, an die man selber nie gedacht hat, und die Kollegen haben Betrachtungsweisen entwickelt, die zunächst fremdartig erscheinen mögen, aber vielleicht doch unerwartete Aufschlüsse geben. Und deswegen haben wir unser Zentrum gegründet. Wir wollen uns wechselseitig besser verstehen und Forschungsimpulse austauschen.

ABB. PRIVAT

Hat das ZhS auch Partner außerhalb Münchens?

Wir haben assoziierte Mitglieder in Berlin, Eichstätt und Wien. In Wien fand im letzten November eine Tagung statt über „Multilingualism And History Of Knowledge In Asia From Antiquity Till Early Modern Times“. Der Titel spiegelt die Erkenntnis wider, dass die Einzelphilologien über ihre notwendige Spezialisierung hinaus immer auch nach den kulturellen und in aller Regel mehrsprachigen Hintergründen ihrer Texte fragen, also zusammenarbeiten müssen. Auch Mitglieder aus München haben teilgenommen. Und ein Beitrag aus der in Wien geleisteten iranistischen Wörterbucharbeit findet sich im vorliegenden Heft von „Akademie Aktuell“.

Wie sieht Ihre Zusammenarbeit in München konkret aus?

Wir haben zum Beispiel im November 2010 ein Symposium zur Lexikographie veranstaltet, auf dem wir wechselseitig unsere Wörterbuchprojekte und Arbeitsweise vorgestellt haben. Diese Ausgabe von „Akademie Aktuell“ trägt einiges aus diesem Symposium an die breitere Öffentlichkeit. Intern war es uns wichtig, Einblicke in unsere Werkstätten zu bekommen, insbesondere auch die digitalen Werkstätten, die, je nachdem, wie lange das Projekt schon läuft und welche speziellen Erfordernisse es mit sich bringt, unterschiedlich weit ausgebaut, in jedem Fall maßangefertigt sind. Nicht unwichtig war auch, etwas über Organisationsform und Finanzierung der Projekte zu erfahren.

Arbeiten Sie auch auf anderen Ebenen zusammen?

Wir veranstalten auch Vorlesungsreihen für die breitere Öffentlichkeit, 2002/03 z. B. über „Sprachtod und Sprachgeburt“. Dort ging es unter anderem um die Entstehung des Englischen, des Romanischen und des Altkirchenslavischen, den Tod des Festlandkeltischen und des Sumerischen, um die „Unsterblichkeit“ von Latein und Sanskrit und um sprachliche Überlebensstrategien im Ostkaukasus. Diese Vorlesungen sind dann auch als Buch erschienen, nämlich als Band 2 in der vom ZhS herausgegebenen Reihe „Münchner Forschungen zur historischen Sprachwissenschaft“. Die Reihe ist mittlerweile bei Band 12 angelangt. Weitere Bände stehen kurz vor der Fertigstellung, so unter anderem ein Band „Thüringer Etymologien“, der Ergebnisse aus einem an der Universität Jena angesiedelten Projekt eines etymologischen Wörterbuchs der Deutschen Dialekte präsentiert.

Gibt es Zusammenarbeit auch im Bereich der universitären Lehre?

Ja. Interdisziplinäre Lehrveranstaltungen haben sogar zusätzliche Anstöße zur Gründung des ZhS gegeben. In den historischen Sprachwissenschaften haben wir immer noch die Einheit von Forschung und Lehre: Man bringt neue Forschungsthemen in die Lehre ein und erhält aus den Seminaren Impulse für die Forschung. Im Sommersemester 2007 zum Beispiel haben Assyriologie, Ägyptologie und Indogermanistik ein gemeinsames Seminar zu den mehrsprachigen Inschriften der altpersischen achämenidischen Könige veranstaltet. Kein Fachvertreter alleine könnte die Einzelheiten der altpersischen, akkadischen, elamischen und ägyptischen Versionen überblicken. Es war für uns alle ein sehr arbeitsintensives Seminar, das bleibende Impulse für Forschungsideen hinterlassen hat. Und jüngst haben sich Hethitologie und Indogermanistik zu einer Lehrveranstaltung über das Luwische zusammengetan. Nun gibt es das Projekt eines luwischen Wörterbuchs, über das auch diese Ausgabe berichtet.

Welche Perspektiven für die Zukunft hat das ZhS?

Wir befinden uns in einer Zeit, in der sich die Sprachwissenschaft von der rein strukturellen und systembezogenen Betrachtung der Sprache abwendet und mehr und mehr auf das Ungleichzeitige im Gleichzeitigen achtgibt, auf die unaufhörliche Bewegung der Sprache, auf das vielschichtige Netzwerk stets sich wandelnder Gewohnheiten und Konventionen – kurz, auf den historischen Charakter der Sprache. Forschungsideen in kleineren und größeren Verbänden entstehen zunehmend auf diesem Feld. Das ZhS ist eine Plattform dafür. ■

Interview

PD Dr. Peter-Arnold Mumm ist Akademischer Oberrat am Institut für Vergleichende und Indogermanische Sprachwissenschaft der LMU München und Sprecher des Münchner Zentrums historische Sprachwissenschaften (ZhS) sowie des Arbeitskreises Studiengangskoordination für die Geistes- und Sozialwissenschaften an der LMU München. Seine Forschungsschwerpunkte sind u. a. „Wörter und Sachen“: Etymologie – Wortgeschichte – Kulturgeschichte sowie Funktionsbestimmung und Systematik grammatischer Kategorien.

Die Fragen stellte Dr. Ellen Latzin, Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Zwischen Euphrat und Tigris

Der unbekannte Wortschatz der ältesten Schriftsprache der Menschheit

Bislang gibt es für das Sumerische, das bis in das 4. Jahrtausend v. Chr. zurückreicht, kein umfassendes Wörterbuch.

Ein sumerisches Glossar soll nun Abhilfe schaffen und weiterführende philologische Forschungen ermöglichen.

VON WALTHER SALLABERGER

IN DER FLUSSEBENE zwischen Euphrat und Tigris im heutigen Süd-Irak wurde im späten 4. Jahrtausend v. Chr. erstmals in der Menschheitsgeschichte ein Schriftsystem geschaffen. Als Schriftträger dienten kleine Tafeln aus dem unerschöpflich verfügbaren Material Ton, in deren lederharte Oberfläche man mit Griffeln aus Rohr zunächst bildhafte, im Laufe der Zeit immer stärker abstrahierte Zeichen eindrückte, die Wort- und Silbenzeichen der Keilschrift. Tontafeln verwittern oder verbrennen nicht, so dass sie Jahrtausende später bei den im 19. Jahrhundert beginnenden Ausgrabungen wieder entdeckt wurden. Dokumente der Verwaltung, Transaktionen und Berechnungen von Gütern und Personen, bilden die umfangreichste Textgruppe. Die Masse der Urkunden und anderer Schriftstücke aus dem südlichen Mesopotamien des 3. Jahrtausends ist auf Sumerisch geschrieben, wobei sich die Zahl sumerischer Dokumente aus archäologischen und häufiger illegalen Grabungen kaum mehr abschätzen lässt. Nur ein Teil davon, immerhin fast 100.000 Tontafeln, ist publiziert, wobei das Spektrum von kleinen Täfelchen mit wenigen Zeilen bis zu großen, hunderte von Zeilen umfassenden Abrechnungen reicht. Für unser Projekt des sumerischen Glossars werden Urkunden von der altsumerischen Zeit (etwa 24. Jhdt.) an berücksichtigt, für ältere Corpora lässt sich aufgrund der Deutungsschwierigkeiten keine kohärente lexikalische Erfassung gewährleisten.

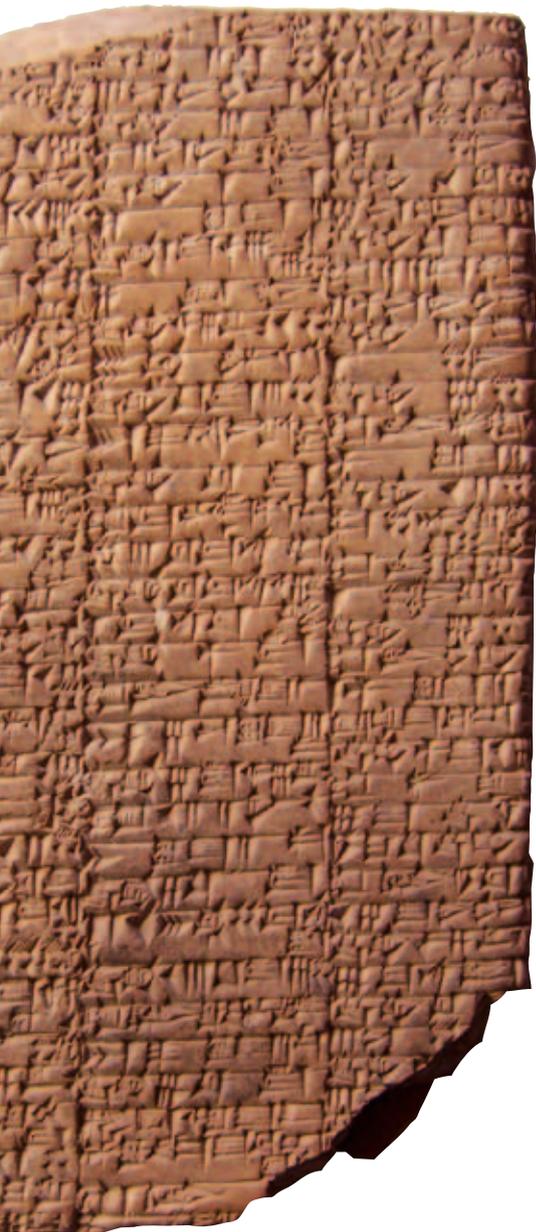
Das Sumerische

Vom Untergang des Reiches von Ur um 2000 v. Chr. und der damit einhergehenden Verödung der ehemals blühenden Stadtstaaten Sumers war auch das Sumerische betroffen, verschwand es doch danach als Alltagssprache. Als alte

Schriftsprache wurde es aber in den folgenden Jahrhunderten weiterhin gepflegt, alle Schreiberschüler lernten mit Sumerisch die Keilschrift, sumerische Literatur wurde als Bildungsgut tradiert. Und in Kult und Magie sowie bei den Gelehrten hielt sich Sumerisch bis zum Ende der Keilschriftkultur, bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. Der Umfang des literarischen Corpus (vielleicht bis zu 100.000 Zeilen/Sätze oder auch mehr) und der gelehrten Texte, insbesondere der Wortlisten, lässt sich noch kaum zuverlässig abschätzen. Dem Umfang nach bildet das Sumerische eines der größten Corpora antiker Sprachen (nach M. P. Streck, in: Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin 142 [2010], S. 38f.), die nach Anzahl überlieferter Wortformen folgendermaßen zu reihen sind:

Neusumerische Abrechnung über das Silber, das das „Finanzamt“ der Provinz Umma einem Händler anvertraute, der Aromata, Mineralien, Metalle, Honig und anderes importierte.





1. Sumerisch ist eine isolierte Sprache, so dass der etymologische Sprachvergleich entfällt. Sollten mit dem Sumerischen verwandte Sprachen überlebt haben, hätten sie sich aufgrund der zeitlichen Differenz von mindestens 4.000 Jahren fundamental verändert.
2. Die bisherige lexikalische Forschung erlaubt noch keinen profunden Überblick über den gesamten Wortschatz. In Projekten zum Wortschatz des Sumerischen wurden bisher die Lesungen der Zeichen, die phonologische Grundlage für den Ansatz von Lemmata, kaum systematisch bearbeitet. Zudem entwickelte die Sumerologie bisher keinen Standard zum Ansatz von Wörtern, ja kaum Kriterien, um vor allem zusammengesetzte Wörter (Berufe wie *dub-sar* „Tafel-Schreiber“) von Wortgruppen (Epitheta wie *gal di* „Großes Sprechender“) zu trennen. In eine systematisch aufgearbeitete Wortliste lassen sich dann die bisherigen philologischen Detailstudien zu Wortbedeutungen besser einordnen.
3. Der enorme Umfang des Textcorpus stellt eine Herausforderung bei der erforderlichen Arbeit an den Grundlagen dar. Elektronische Corpora erlauben oft das einfache Auffinden von Belegen, doch verweisen sie kaum auf abweichende Schreibungen, Varianten in anderen Corpora oder gar semantische Differenzierungen.

Diese Forschungssituation muss als äußerst unbefriedigend bezeichnet werden. Für das Sumerische liegt eines der größten Textcorpora der alten Welt vor, zehntausende von Urkunden sind zu publizieren, literarische Texte wissen-

Wichtige Keilschriftsprachen:
Die gleiche Färbung zeigt Sprachverwandtschaften an (Hethitisch und Luwisch als altanatolische Sprachen; Akkadisch mit den Dialekten Babylonisch und Assyrisch sowie Ugaritisch als semitische Sprachen; Hurritisch und Urartäisch; Elamisch und Sumerisch sind isolierte Sprachen).

1. Griechisch
2. Latein (weitgehend abgeschlossenes Corpus) und Akkadisch (= Babylonisch und Assyrisch, ständig wachsendes Corpus)
4. Ägyptisch (in allen Stufen: hieroglyphisch, hieratisch und demotisch)
5. **Sumerisch**
6. Hethitisch
7. Althebräisch

Die lexikalische Erschließung des Sumerischen

Anders als für die übrigen der angeführten Sprachen liegt für das Sumerische kein brauchbares Wörterbuch vor, behelfsmäßig füllen vorläufige, häufig veraltete Wortlisten und Konkordanzen, gerade auch zu digitalisierten Textcorpora, diese Lücke. Die wichtigsten Gründe für diese schwierige Situation der lexikographischen Erfassung des Sumerischen seien hier kurz genannt:



DER AUTOR

Prof. Dr. Walther Sallaberger hat die Professur für Assyriologie an der LMU München inne. Neben dem hier vorgestellten Handwörterbuch des Sumerischen sind seine Forschungsschwerpunkte u. a. Geschichte, Religion, Geistes- und Literaturgeschichte des Alten Orients, Chronologie, Sozialgeschichte und Urkundenlehre vor allem des 3. Jahrtausends v. Chr., Textlinguistik sowie Alltagsleben und Realienkunde.

schaftlich zu bearbeiten, die Quellen sind in die historische und kulturwissenschaftliche Diskussion einzubeziehen. Für den Wortschatz ist man allerdings nach wie vor auf grobe Einschätzungen angewiesen, die sich meist an den akkadischen Übersetzungen sumerischer Wörter in den altorientalischen lexikalischen Listen orientieren. Und da das Akkadische als semitische Sprache lexikalisch sehr gut erschlossen ist, setzt man dessen Wortbedeutungen häufig für ein sumerisches Äquivalent an, ohne die spezifische sumerische Semantik zu rekonstruieren. Diese Situation erschwert jede weiterführende Forschung zu sumerischen Texten, denn ohne jahre- oder jahrzehntelange Erfahrung und ohne Spezialisierung auf ein bestimmtes Textcorpus scheint eine solide Philologie kaum mehr zu erreichen zu sein.

Ein sumerisches Glossar auf der Grundlage eines ausgewählten Textcorpus

Vor bald 20 Jahren fassten Pascal Attinger, heute Professor für Altorientalistik in Bern, und Walther Sallaberger, nun Assyriologe an der LMU München, den Vorsatz, gemeinsam ein knappes, aber zuverlässiges Handwörterbuch des Sumerischen zu erstellen. Die grundlegende Idee haben wir unverändert beibehalten: Das sumerische Glossar basiert auf einem beschränkten Corpus, das eine Auswahl von wichtigen Texten aller Genres von der altsumerischen bis zur altbabylonischen Periode (Mitte 3. bis Mitte 2. Jtsd.) darstellt. Pascal Attinger bearbeitet die literarischen Texte meist der altbabylonischen Zeit, Walther Sallaberger die Verwaltungs- und Rechtsurkunden. Unsere seit den späten 1990er Jahren aufgebauten

Datenbanken umfassen neben dem für das Glossar vollständig exzerpierten Basiscorpus noch wichtige Referenztexte als Ergänzung:

- Literarische Texte und Königsinschriften: Basiscorpus: ca. 12.000 Zeilen/Sätze; Ergänzungstexte: ca. 27.000 Zeilen/Sätze
- Rechts- und Verwaltungsurkunden: Basiscorpus: ca. 6.600 Urkunden; Ergänzungstexte: ca. 3.450 Urkunden

Ohne die glückliche Entscheidung, ein Auswahlcorpus zu bearbeiten, wäre ein Ende nicht abzusehen. Doch auch so gerät die Erforschung des sumerischen Wortschatzes zu einem Abenteuer voller Überraschungen, wenn es darum geht, die bestmöglichen Lesungen zu bestimmen und auf Bedeutungen zu schließen; und bei fast jeder Recherche müssen die zu Grunde gelegten Texte wieder korrigiert werden. Mit dem Auswahlcorpus wird zwar nicht der gesamte Wortschatz erfasst, doch ermöglicht dieses Vorgehen eine bessere philologische Interpretation der Texte und eine detailliertere Behandlung der Lemmata. Außerdem wurde die Arbeitsgruppe für diese Phase bewusst klein gehalten, ohne weitere Kooperationspartner einzubeziehen.

Das Zwischenziel: eine kommentierte Wortliste

Das Fehlen eines jeden brauchbaren Vorbilds lässt den Weg zu einem sumerischen Wörterbuch zu einer größeren Herausforderung werden, als wir anfangs ahnen konnten. Trotz aller Überlegungen und Planungen, die schon für die Anträge auf Förderung beim Schweizer Nationalfonds und bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft erfolgt waren, zeigten sich praktikable Lösungen erst beim Erstellen einer vorläufigen Wortliste zu den über 3.000 Hauptlemmata. Diese Wortliste gewinnt Pascal Attinger für die literarischen Texte aus den jeweils abschließend bearbeiteten Kompositionen, Walther Sallaberger hingegen erschließt systematisch Wortfelder der Urkunden. Beschäftigt man sich etwa mit den Termini für Metalle und Metallobjekte oder für Nahrungsmittel usw., dann lassen sich lokale Varianten desselben Worts leichter erkennen, können aufgrund parallel aufgebauter Listen Bedeutungen präzisiert werden, weil das Kostbarere immer dem Billigeren vorangeht. Zudem lassen sich Fehllesungen eliminieren. Eine vorläufige Wortliste, die Grundlage für ein Handwörterbuch des Sumerischen, soll im Laufe des kommenden Jahres abgeschlossen und für die Diskussion in der Fachwelt bereitgestellt werden. ■

Sumerisches Glossar

Projektträger: Prof. Dr. Pascal Attinger, Institut für Vorderasiatische Archäologie der Universität Bern, und Prof. Dr. Walther Sallaberger, Institut für Assyriologie und Hethitologie der LMU München

Finanzierung: 1999–2005 Schweizer Nationalfonds, 2003–2011 Deutsche Forschungsgemeinschaft

Arbeitsbeginn: erste Arbeiten seit 1993, in Bern intensiver seit 1999 (mit Unterbrechungen), in München seit 2003

Laufzeit: Abschluss der 1. Phase (Ergebnis: „Kommentierte Wortliste“) bis 2012/13

Redaktion: 2 wiss. Mitarbeiter (Teilzeit) während der DFG-Förderung

Bearbeitungsstand: Die kommentierte Wortliste soll 2012/13 als vorläufiges Ergebnis im Internet publiziert werden

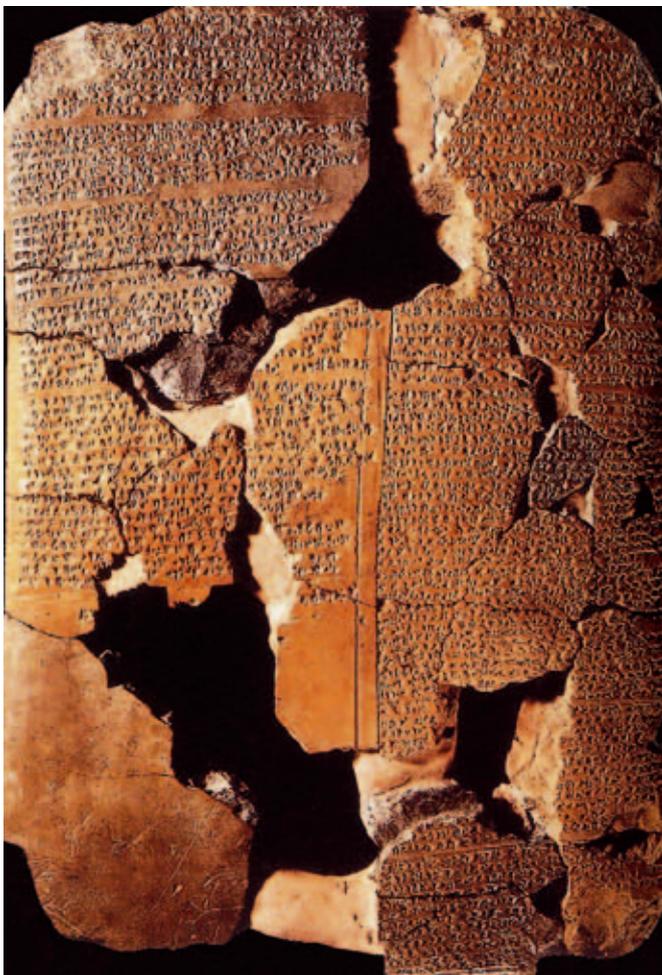
Link: www.assyriologie.uni-muenchen.de/forschung/sumglossar

Hethitisch

Ein philologisches Großwörterbuch der altanatolischen Hauptsprache

Das Hethitische Wörterbuch dokumentiert die älteste belegte indoeuropäische Sprache, die überhaupt erst seit einer Ausgrabung im Hochland Anatoliens im Jahr 1906 bekannt ist.

VON FEDERICO GIUSFREDI UND WALTHER SALLABERGER



Wörter ergaben keinen Sinn. Bald setzte ein Wettlauf der Gelehrten um die Entschlüsselung dieser neuen Sprache ein.

Spektakuläre Entdeckung des Hethitischen

Die endgültige Klassifizierung als indoeuropäische Sprache gelang 1917 schließlich Bedřich Hrozný, der den berühmten Beitrag „Die Lösung des hethitischen Problems“ im 56. Band der „Mitteilungen der Deutschen Orient-Gesellschaft“ veröffentlichte. Diese älteste belegte indoeuropäische Sprache wurde „Hethitisch“ genannt, die Leute, die sie sprachen und schrieben, „Hethiter“, indem man die für Völker Nordsyriens gebrauchte biblische Bezeichnung auf Anatolien übertrug. Die Hethiter selbst nannten ihr Reich „Ḫatti“, ihre Sprache aber *nešili* „Nesisch“.

Die Grabungsstätte bei Boğazköy wurde als das antike Ḫattuša, die Hauptstadt des hethitischen Reiches, das vom 17. bis zum 13. Jahrhundert v. Chr. blühte, identifiziert. Ausgehend vom zentralanatolischen Hochland eroberten die Könige von Ḫatti die angrenzenden

Gebiete Anatoliens sowie Nordsyriens. Die in ihrer Hauptstadt gefundenen Texte gehören unterschiedlichsten Gattungen und Kategorien an: Texte aus dem Umkreis des Herrschers, historische Erzählungen und Annalen, diplomatische Texte und Verträge, Gesetze, Briefe, Verwaltungs-

Schon in der ersten Kampagne in Boğazköy fanden sich tausende von Tontafeln, darunter historische Dokumente wie der für die hethitisch-mykenischen Beziehungen bedeutsame Tawagalawa-Brief.

ALS DEUTSCHE und türkische Archäologen im zentralen Hochland Anatoliens bei Boğazköy (etwa 150 km östlich von Ankara) 1906 mit den Ausgrabungen begannen, konnten sie kaum ahnen, dass sie eines der größten Archive des Alten Orients entdecken würden. Sie fanden tausende von Tontafeln und Fragmenten, die mit babylonischer Keilschrift beschrieben waren. Die meisten Dokumente konnte man zwar lesen, aber die

urkunden, aber auch erzählende Literatur wie Mythen, kultische Texte wie Gebete, Ritualtexte oder Festbeschreibungen und Fachtexte wie medizinische Rezepturen oder pferdekundliche Abhandlungen.

Wie kann man den hethitischen Wortschatz erschließen?

Kaum war der Nachweis gelungen, dass das Hethitische eine indoeuropäische Sprache und noch dazu deren ältesten Vertreter darstellt, arbeiteten Altorientalisten wie Sprachwissenschaftler an einer Erschließung des Wortschatzes. In der lexikalischen Forschung verfolgte man im Wesentlichen zwei Methoden: die philologische Analyse der Textquellen und den etymologischen Sprachvergleich der Einzelwörter. Das erste Hethitische Wörterbuch (1952–1954) verfasste Johannes Friedrich, Altorientalist und Sprachwissenschaftler, auf dessen Schultern die moderne Hethitologie ruht.

Trotz rasch folgender Nachträge (1957, 1961, 1966) konnte das einbändige Werk mit den ständigen Neufunden und der raschen Veröffentlichung neuer Texte jedoch nicht Schritt halten. Das Bedürfnis nach einem Großwörterbuch des Hethitischen wurde immer dringender. Aufbauend auf den lexikalischen Sammlungen von Johannes Friedrich entschloss sich die Münchner Indogermanistin und Hethitologin Annelies Kammenhuber, das Vorhaben zu beginnen.

Das neue Großwörterbuch des Hethitischen

Ende der 1960er Jahre begannen sie und ihre Mitarbeiterin Ingeborg Hoffmann, die Sammlungen für ein hethitisches Wörterbuch von Grund auf aufzubauen. Neue Keilschrifttexte, die meist nur in Autographen abgezeichnet waren, wurden gelesen und transliteriert, die Texte und die Gattungen identifiziert und die Manuskripte auf eine der Sprachstufen datiert. Die in den folgenden Jahrzehnten angelegten Textumschriften und lexikalischen Sammlungen bilden die Grundlage unserer heutigen Arbeit am Hethitischen Wörterbuch. Allerdings ist die Quellenarbeit bis heute nicht abgeschlossen, denn laufend erscheinen neue Publikationen von Keilschriftkopien, ferner neue Textbearbeitungen und sprachwissenschaftliche Werke. 1997, als Dietz Otto

Die Grabungsstätte bei Boğazköy in Anatolien wurde als das antike Hattuša identifiziert.



Edzard, Ordinarius des Münchner Instituts für Assyriologie und Hethitologie, erfolgreich einen Antrag bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) auf Fortführung des Hethitischen Wörterbuchs stellte, waren etwa 100 Textbände erschienen. Allein seit 1998 wurden 16 weitere Bände veröffentlicht – das hethitische Textmaterial bildet fürwahr kein abgeschlossenes Corpus!

Ebenso bedeutsam für das Verständnis der Quellen sind philologische Erstbearbeitungen der zuvor nur in Kopie veröffentlichten und oft nur in Ausschnitten bearbeiteten Kompositionen. Sie werden von den Bearbeitern des Wörterbuchs ebenfalls exzerpiert und kritisch analysiert. Zusätzlich sind kulturkundliche, historische und sprachwissenschaftliche Studien zu berücksichtigen, die Informationen zu Einzelwörtern liefern können.

Das Münchner Unternehmen ist nicht das Einzige, das sich der Aufgabe stellt, das hethitische Corpus lexikalisch zu erschließen: Etwa zur gleichen Zeit wie in München nahm am Oriental Institute der Universität Chicago das Chicago Hittite Dictionary unter Hans Gustav Güterbock und Harry A. Hoffner seine Arbeit auf. Es begann mit der zweiten Hälfte des Alphabets (L–Z), während München den ersten Teil übernimmt (A–K). Inzwischen publizierten die Kollegen in Chicago, nunmehr unter der Leitung von Theo P.J. van den Hout, die Bände L–M–N, P und Š; vom Münchner Wörterbuch sind beim Heidelberger Universitätsverlag Winter die Bände A, E und Ḫ (zweibändig) erschienen.

2010 erschien Lieferung 19 des Münchner Hethitischen Wörterbuchs, Band III/2 (Ḫ).



Zweck und Aufgaben des Hethitischen Wörterbuchs

Aufgabe des Wörterbuchs ist es, den vorhandenen Textbestand in lexikalischer Hinsicht vollständig aufzuarbeiten. Das bedeutet eine grundlegend neue Darstellung eines jeden Wortes, die auf einer kritischen philologischen Analyse aller Belegstellen beruht. Durch die Prüfung aller Aspekte eines Wortes, vom Paradigma und der Übersetzung in andere Keilschriftsprachen über gängige Konstruktionen bis zu Kollokationen, erhält man bei jedem Lemma neue semantische und sprachhistorische Erkenntnisse. Gleichzeitig muss das Wörterbuch die aktuelle Forschungssituation darstellen und kritisch prüfen, lassen sich doch der philologischen und linguistischen Sekundärliteratur zahlreiche Deutungen und Hypothesen entnehmen.

So stellt das Hethitische Wörterbuch neue Erkenntnisse zum Wortschatz dar, vermittelt einen Überblick über den aktuellen Forschungsstand und bietet ein unverzichtbares Hilfsmittel für künftige Arbeiten. Auf diesem Fundament können weiterführende Studien jeder Art zur hethitischen Literatur, Sprache und Kulturgeschichte aufbauen. Die Münchner Hethitologen betrachten es in diesem Sinne als wichtige Aufgabe, explizit bzw. durch die Auswahl der zitierten Textbeispiele auch auf offene Fragen hinzuweisen.

Ein Beispiel: Das Verb *ḫuek-/ḫuk-*

Ein Beispiel für die komplexe Struktur der Wörterbuchpraxis stellt das ab der frühesten Sprachstufe, dem Althethitischen, belegte Verbum *ḫuek-/ḫuk-* dar. Der in der Lieferung 19 (2010) publizierte Artikel (S. 623–629) enthält zunächst die allgemeine Bedeutung: „schlachten, schächten (d. h. Vieh fachgerecht töten, ohne es zu zerlegen), (Mensch) niedermetzeln“. Nach einer knappen Literaturübersicht folgt ein Paradigma aller belegten Formen in chronologischer Ordnung. Im Aufbau des Artikels selbst werden sowohl formale und syntaktische wie inhaltliche Aspekte berücksichtigt, die ein rasches Auffinden ebenso wie weiterführende Studien ermöglichen sollen. So werden etwa die Präverbien in alphabetischer Reihe angeführt, z. B. das Hapax *anda ḫ.*, „(in ein Gefäß?) hinein schlachten“, das häufig belegte *kattanda ḫ.*, „hinunter schächten“, d. h. „schlachten, so dass das Blut (in eine Grube ...) hinunter fließen kann“; *piran ḫ.* „vor etwas schächten“, *piran katta ḫ.* „vor etwas hin schlachten“ usw. Besondere Formen wie das Iterativum *ḫukkišk-* „(viele Tiere) schlachten“ werden eigens berücksichtigt.

Der Artikel verzeichnet schließlich nicht nur, welche Tiere – Rinder, Ziegen, Schafe, Lämmer, Widder, aber keine Schweine – geschlachtet wurden, sondern auch, welche Priester und Beamten das Schlachten durchführen konnten und an welchen Orten – Tempel, Brücken, Stadttore – es stattfand. In übertragener Bedeutung findet sich das Verb nur ein einziges Mal in einer Schlachtenbeschreibung. Verweise auf ähnliche Begriffe sind vorhanden, z. B. auf das Verbum *ḫattai-*, etwa „(durch-) stechen, schlachten“, das auch für das Schlachten der Schweine verwendet wurde. Eine semantische Diskussion mit kulturhistorischen Aspekten und Hinweise auf die etymologische Forschung beschließen den Artikel. Auf diese Weise stellt die lexikalische Forschung grundlegendes Belegmaterial auch für kulturanthropologische Studien bereit.

Die Münchner Arbeitsstelle

Heute ist das Hethitische Wörterbuch ein internationales Großprojekt, an dem außer den Mitarbeitern am Münchner Institut für Assyriologie und Hethitologie der LMU München zahlreiche Kolleginnen und Kollegen in Deutschland, Österreich, Israel, Italien und den Niederlanden beitragen. Sie steuern Erstfassungen der Wörterbuchartikel bei, die in München weiter bearbeitet werden. Am Wörterbuch arbeiten im Rahmen des von Walther Sallaberger geleiteten DFG-Projekts Federico Giusfredi, Albertine Hagenbuchner-Dresel und Joost Hazenbos, unterstützt von Paola Cotticelli-Kurras (Universität Verona), sowie studentische und wissenschaftliche Hilfskräfte. Derzeit werden die Buchstaben I und K des Wörterbuchs bearbeitet; die betreffenden Bände sollen bis 2015 erscheinen. ■

DIE AUTOREN

Dr. Federico Giusfredi ist wissenschaftlicher Mitarbeiter des DFG-Projekts „Hethitisches Wörterbuch“ am Institut für Assyriologie und Hethitologie der Ludwig-Maximilians-Universität München. Seine Forschungsschwerpunkte sind *altorientalische und anatolische Sprachwissenschaft, Philologie und Geschichte*. Prof. Dr. Walther Sallaberger hat eine Professur für Assyriologie an der LMU München inne und leitet das DFG-Projekt.

Hethitisches Wörterbuch

Projektträger: Institut für Assyriologie und Hethitologie der LMU München (Prof. Walther Sallaberger)

Finanzierung: Deutsche Forschungsgemeinschaft

Arbeitsbeginn: 1975

Laufzeit: bis 2015

Redaktion: 4 wiss. Mitarbeiter (z. T. Teilzeit), ca. 20 freie Mitarbeiter außerhalb Münchens

Bisher erschienen: A, E abgeschlossen, derzeit Abschluss H; Buchstabe I und K in Arbeit

Link: www.assyriologie.uni-muenchen.de/forschung/hethwoerterbuch

Luwisch – eine Fundgrube für die vergleichende Kultur- und Sprachgeschichte

Das geplante Luwische Wörterbuch dokumentiert eine der frühesten belegten indogermanischen Sprachen überhaupt.

VON JARED L. MILLER UND OLAV HACKSTEIN

DIE WIEDERENTDECKUNG des Luwischen war im wahrsten Sinne des Wortes eine Wiederentdeckung: Anders als die Welten Babyloniens, Ägyptens und Hattis, die nie ganz in Vergessenheit geraten waren (Babylonien, Ägypten) bzw. zumindest wenige Spuren in der hebräischen Bibel (Hatti) hinterlassen hatten, ist jede Erinnerung an die Luwier und ihre Sprache verloren gegangen. Sogar Herodot, der nur ein paar Jahrhunderte, nachdem die letzten luwischen Inschriften geschrieben wurden, lebte, kannte die Luwier nicht mehr. Zwei Felsmonumente mit luwischen Inschriften am Karabelpass ca. 25 km östlich von Smyrna, dem heutigen Izmir, schrieb er dem ägyptischen Pharaon Sesostris zu (Abb. 1).

Abb. 1: Das Karabel-Relief mit Resten einer hieroglyphisch-luwischen Inschrift oben rechts.

Wiederentdeckung des Luwischen: Hieroglyphen und Keilschrift-Texte

Erstmals erhielten europäische Sprachwissenschaftler ab den 1820er Jahren Kenntnis von hieroglyphen-luwischen Inschriften – man konnte sie aber weder lesen noch wusste man, welche Zivilisation sie hinterlassen hatte. Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges wurden zwar viele weitere Inschriften entdeckt, aber der Erfolg bei der Entzifferung war bescheiden. Man wusste weiterhin nicht, welche Sprache hinter den Hieroglyphen steckte. Und man wusste sie auch nicht mit der luwischen Sprache zu verbinden, die der schweizerische Assyriologe und Hethitologe Emil Forrer 1919 identifiziert hatte – allerdings nicht in Hieroglyphen, sondern auf Keilschrifttafeln aus der hethitischen Hauptstadt Hattuša. Da die Keilschrift mittlerweile entziffert worden war, konnte man diese luwischen Keilschrift-Texte zwar sofort lesen, aber noch nicht verstehen.

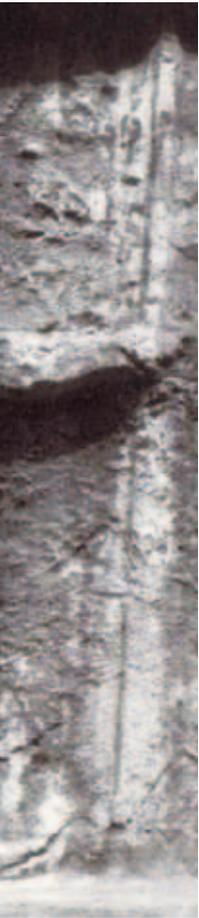
Der Großteil dieser keilschrift-luwischen Texte aus Hattuša erschien erst 1953 in handgezeichneten Kopien. Nun endlich konnte man mit den

keilschrift-luwischen und den hieroglyphen-luwischen Texten parallel arbeiten. Ende der 1950er Jahre stand dann eindeutig fest, dass es sich auch bei der Sprache, die mit den Hieroglyphen geschrieben worden war, um Luwisch handelte. In den 1960er Jahren wurden die ersten brauchbaren Zeichenlisten, ein Glossar und eine Art Handbuch veröffentlicht.

Die Luwier, ihre Sprache und ihre Schriften

Die luwische Sprache ist während eines Zeitraums von etwa 1.200 Jahren belegt. Die ersten Zeugnisse bilden die etwa 20.000 Tontafeln der assyrischen Kaufleute aus der Handelsstadt Kaneš aus dem 19. und 18. Jahrhundert v. Chr. In diesen, in dem altassyrischen Dialekt des Akkadischen verfassten Texten, erscheinen gelegentlich Personennamen und vereinzelt auch Lehnwörter, die sich teilweise schon dem luwischen bzw. hethitischen Zweig des Altanatolischen zuweisen lassen.





Vom Ende des 17. Jahrhunderts bis kurz nach 1200 v. Chr. herrschten die Hethiter über den Großteil von Anatolien. Der überwiegende Teil der in Hattuša gefundenen Staatsarchive besteht aus Texten, die in der hethitischen Sprache geschrieben wurden. Wie überall im Alten Orient zu dieser Zeit schrieben die Hethiter mit der mesopotamischen Keilschrift (s. dazu S. 23–25). Schon aus dem althethitischen Königreich, aber vor allem aus der mittelhethitischen Zeit, dem 15. und 14. Jahrhundert v. Chr., gibt es jedoch auch ein überschaubares Corpus von Texten, die luwische Abschnitte enthalten. Vor allem sind luwischsprachige, in hethitischen Ritualen und Festen eingebaute Beschwörungen und Kultlieder bezeugt. Dazu kommen ein paar hundert luwische Lexeme, die als Fremdwörter in den hethitischen Texten enthalten sind.

Kurz nach der Zeit, als man damit begann, das Luwische mit der Keilschrift zu schreiben, wurde eine zweite Schrift dafür entwickelt,

die erwähnte Hieroglyphenschrift. Warum dies geschah, bleibt umstritten, ebenso wie die Frage, ob die Entwicklung der Schrift von externen Schriftsystemen beeinflusst wurde oder ob sie autonom entstand. Die frühesten Zeugnisse der Hieroglyphenschrift befinden sich auf Beamten-siegeln der staatlichen Verwaltung des 16. und 15. Jahrhunderts, eine Tradition, die im 14. und 13. Jahrhundert auf den königlichen digraphischen Siegeln weitergeführt wird: Dort findet man Name und Titel im Zentrum mit Hieroglyphen geschrieben, außen herum mit Keilschrift (Abb. 2). Erst im letzten Jahrhundert des hethitischen Reiches entstanden längere Hieroglyphen-Inschriften, etwa die Südburg-Inschrift in Hattuša oder die am Wasserbecken von Yalburt in der Provinz Konya angebrachte Inschrift.

Kurz nach 1200 v. Chr. brach das Hethiterreich zusammen, damit verschwand die Keilschrift aus Anatolien. Die luwische Hieroglyphenschrift wurde nach dem Zerfall aber von den luwisch-aramäischen Nachfolgerstaaten in Südostanatolien und Syrien weiter verwendet (Abb. 3). Der überwiegende Großteil der hieroglyphen-luwischen Zeugnisse stammt daher aus dem 10. bis zum 8. Jahrhundert v. Chr.; diese Schrift wurde vor allem bei monumentalen Königsinschriften verwendet, aber auch u. a. für auf Bleistreifen geschriebene Briefe.

Die Schrift war von Anfang an piktographisch und blieb immer so, auch in der linearen Version, die auf den Bleistreifen erscheint.

Das bekannte Zeicheninventar enthält mehr als 520 Zeichen, die entweder als phonetische Silbenwerte und Vokale oder auch als Logogramm oder Determinativ fungieren. Zu den wichtigsten Inschriften gehören diejenigen aus Karkamiš am syrischen Euphrat, dem bisher bei weitem wichtigsten Fundort, darunter die Bauinschrift des Herrschers Yariri (Abb. 4). Eine Art „Stein von Rosette“ für das Hieroglyphen-Luwische bildet die 1946 entdeckte



Abb. 2: Digraphischer (also die zwei Schriftsysteme Keilschrift und Hieroglyphen verwendender) Siegelabdruck des hethitischen Königs Mursili II.

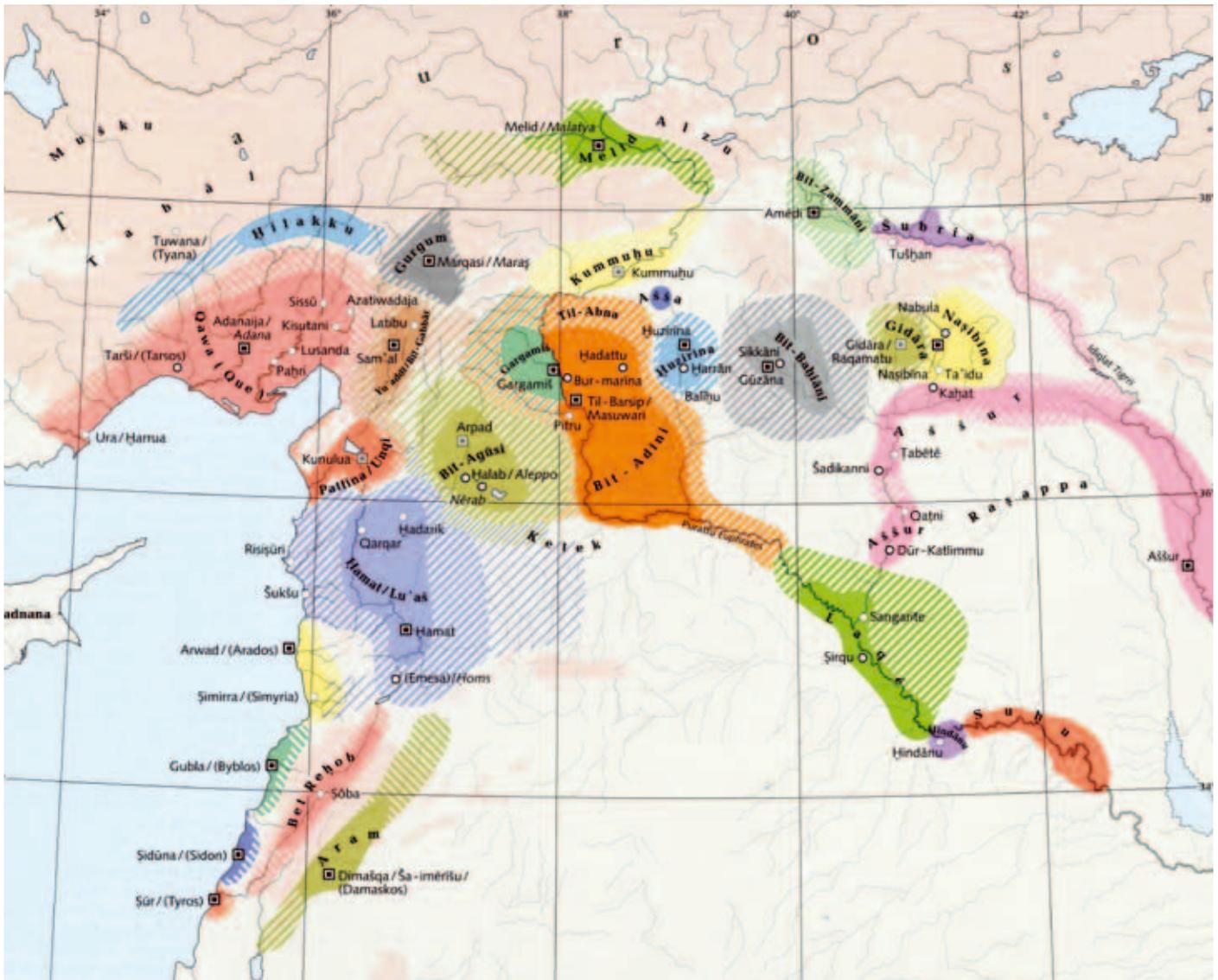


Abb. 3: Die luwisch-aramäischen Fürstentümer Syriens und Südostanatoliens um 900 v. Chr.

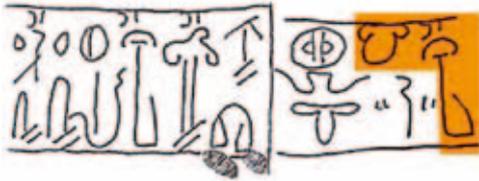
luwisch-phönizische Bilingue von Karatepe aus dem 8. Jahrhundert v. Chr., die auch die längste Inschrift des Corpus darstellt.

Der altanatolische Zweig der indogermanischen Sprachfamilie, einschließlich Hethitisch und Luwisch, war offenbar der Erste, der sich vom indogermanischen Stammbaum abtrennte. Außerdem sind Luwisch und Hethitisch die frühesten schriftlich belegten indogermanischen Sprachen überhaupt und bieten daher eine unermesslich wertvolle Fundgrube für die vergleichende Kultur- und Sprachgeschichte.

Lexikon und Grammatik: Erbwortschatz vom Luwischen über das Griechische zum Latein

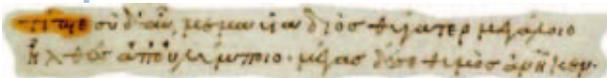
Die Dokumentation des luwischen Wortschatzes steht damit in einem größeren Kontext. Der indogermanische Erbwortschatz des Luwischen bietet nicht nur der Klärung der Geschichte indogermanischer Wörter, sondern auch der Suche nach der Herkunft ganzer Konstruktionen neue Impulse. Ein Beispiel ist die Identifikation der hieroglyphen-luwischen Interrogativpartikel *REL-i=pa* als *kwipa*, die die alte Etymologie der affirmativen/kausalen Partikel lat. *quippe* und deren Verbindung mit homerisch-griechischem Interrogativum *típte* glänzend bestätigt. Das Luwische, Homerisch-Griechische und Lateinische stimmen in der Verwendung des Wortes als affirmativer (und kausaler) Partikel überein und bestätigen deren Herkunft aus der urindogermanischen rhetorischen Frage **kʷid pe?* „Was/warum denn?“ (engl. *why, so it is!*):

Hieroglyphen-Luwisch
(Bohça 57, Südanatolien), 8. Jhdt. v. Chr.:



kwipa=wa # *Tarhunzas na kwihan wariyai*
„Was denn? Natürlich! Tarhunzas half nicht.“

Altgriechisch
(Homer), 8. Jhdt. v. Chr.:



típte? # *sù d'aû memauîa Diòs thúgater megaloiò êlthes ap' Oulúmpoiò? Mégas dé se thumòs anêken?*
„Was denn? Natürlich! Du wieder voller Begier, Tochter des großen Zeus, du stiegst vom Olymp? Und Übermut trieb dich an?“ (Ilias 7. 24f.)

Latein
(Cicero), 1. Jhdt. v. Chr.:

Quipe? # *Quid enim facilius est quam probari ...?*
„Was denn? Natürlich! Was ist denn einfacher, als dass es bewiesen wird ...“ (Cic. Caec. 55)



Abb. 4: Teil einer Bauinschrift des Herrschers Yariri von Karkamiš, ca. 900 v. Chr.

Ein neues Projekt zu einem luwischen Wörterbuch

Für die Erforschung des Hieroglyphen-Luwischen muss man sich bis heute im Grunde genommen mit den veralteten Wörter- und Zeichenlisten aus den 1950er und 1960er Jahren begnügen. In den 1980er Jahren wurde zumindest das Corpus des Keilschrift-Luwischen erneut untersucht und ein noch unveröffentlichtes Glossar erstellt. Ein Wörterbuch der luwischen Sprache bildet damit eines der größten Desiderata der altanatoli-

schen Sprach- und Kulturforschung. Die beiden Verfasser haben daher die Zusammenstellung eines neuen luwischen Wörterbuchs ins Visier genommen. Eine Kooperation mit den Indogermanisten Elisabeth Rieken (Marburg) und Norbert Oettinger (Erlangen) ist vorgesehen. Eine Anschubfinanzierung der Fakultät 12 der LMU München wurde dahingehend eingesetzt, ein Format für die Einträge zu entwerfen, eine Lexemliste zusammenzutragen, die Primär- und Sekundärliteratur zu sammeln sowie einen DFG-Antrag anzufertigen. Das verhältnismäßig überschaubare luwische Textkorpus erlaubt es, den Zeitplan für das Projekt auf etwa neun bis zehn Jahre einzugrenzen.

DIE AUTOREN
Prof. Dr. Jared L. Miller hat eine Professur für Altorientalistik mit Schwerpunkt Altanatolien an der LMU München inne. Er forscht u. a. über die Geschichte Anatoliens, Syriens und Nordmesopotamiens im 2. Jahrtausend, Religionsgeschichte und hethitische politisch-administrative Urkunden. Prof. Dr. Olav Hackstein hat den Lehrstuhl für Historische und Indogermanische Sprachwissenschaft an der LMU München inne.

Iran

„An den Namen werdet ihr sie erkennen“: österreichisches „Know-how“ in der Iranistischen Lexikographie

An der Österreichischen Akademie der Wissenschaften erscheint das „Iranische Personennamenbuch“, das ein wahrhaft „babylonisches Sprachgemisch“ in den iranisch geprägten Gesellschaften von der Antike bis heute linguistisch und kulturhistorisch dokumentiert.

VON VELIZAR SADOVSKI

Abb. 1: Die iranischen Sprachgruppen aus vergleichend-historischer Sicht (sprachgeographische Zuordnung von Jost Gippert, 1993).

EINES DER auffälligsten Merkmale Irans ist die Mehrsprachigkeit seiner Bevölkerung – in der Soziolinguistik spricht man von „Multilinguismus“ oder „Polyglossie“. Im heutigen Nationalstaat Iran ist das Persische die Muttersprache von weniger als 54 % (!) der Gesamtbevölkerung! Der erste Höhepunkt dieses Sprachpluralismus liegt allerdings weit zurück: im altpersischen Weltreich mit dessen multiethnischer Bevölkerung und polyglotten Staatsverwaltungsdokumenten – auf Altpersisch, Aramäisch, Elamisch und Babylonisch. In dieser Hinsicht war Persien im 1. Jahrtausend v. Chr. ein Musterrepräsentant des damaligen „Globalisierungs“-Begriffes. Das Phänomen, das uns als „babylonisches Sprachgemisch“ bekannt ist, ist somit wohl am besten und vollständigsten im alten Persien belegt!



Abb. 2: Der Indogermanist und Indo-Iranist Manfred Mayrhofer (1926–2011).

Einen überaus hohen Teil des belegten altiranischen Wortschatzes findet man bemerkenswerterweise fast ausschließlich im Bereich der Onomastik, also in Personennamen iranischer Herkunft bzw. von Iranern – in Namen, welche in iranischen Einzelidiomen und in nicht-iranischen Sprachen von Völkern, die Kontakte mit Iranern hatten, bezeugt sind oder bei antiken und mittelalterlichen Autoren vorkommen, die sich mit iranischen Themen auseinandersetzten. Personennamen legen mithin nicht nur Zeugnis von Sprachkontakten ab, sondern können auch dazu dienen, den multilingualen Charakter der Gesellschaft in diversen iranischen (Groß-)Staatsformationen quer durch die Jahrhunderte quasi „sozial-stratigraphisch“ nachzuweisen.



Iranische Namenkunde an der ÖAW

Mit den an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) kontinuierlich erscheinenden Faszikeln des mehrbändigen „Iranischen Personennamenbuchs“ hat unsere Akademie ein Kompetenzzentrum mit dem Forschungsschwerpunkt *Iranische Onomastik* aufgebaut, dessen Verankerung und Bekanntheitsgrad innerhalb der Fachgemeinschaft einzigartig ist. Die Erforschung iranischer Personennamen wird in diesem institutionellen Rahmen als linguistische Disziplin, Teil der Vergleichenden indo-iranischen und indogermanischen Sprachwissenschaft, aber auch ganz besonders als Quelle für die Kultur- und Sozialgeschichte des iranischen Großraums verstanden, der neben dem heutigen Iran mehr als ein Dutzend weiterer Staaten und rund 20 Sprachen umfasst (Abb. 1).

Aber die iranistischen Namenforscher an der ÖAW streben ein weiteres ehrgeiziges Ziel an: nicht nur die Namen, sondern auch die historischen Personen zu identifizieren, die laut unseren Quellen diese Namen getragen haben. Somit ist das Iranische Personennamenbuch nicht „just another reference book“: Es liefert vielmehr ein einheitliches philologisches und historisch-geographisches Dossier von belegten iranischen Namen(systemen), in direkter und auch in fremdsprachlicher Überlieferung, denn eine Unmenge altiranischer Personennamen sind nicht in einheimischen, sondern in externen Quellen bezeugt – in elamischen, assyrisch-baby-



lonischen, aramäischen, syrischen, hebräischen, griechischen Texten. Für das Mitteliranische gehören armenische, syrische, arabische, tocharische, chinesische und mittelindische Quellen zu den wichtigsten Zweigen der so genannten Nebenüberlieferung, die oft die Hauptüberlieferungen quantitativ übertrifft.

Ein „akademiewürdiges Unterfangen“: Namenlexika an deutschsprachigen Akademien

Vor mehr als 160 Jahren erhielt ein Namenbuch erstmals die Unterstützung einer Akademie der Wissenschaften: Nachdem der Germanist Ernst Wilhelm Förstemann 1846 ein Preisausschreiben der Preußischen Akademie in Berlin gewonnen hatte, brachte er nach 13-jähriger Arbeit 1859 sein „Altdeutsches Namenbuch“ heraus – das erste sprachwissenschaftliche Namenlexikon der neueren Zeit, dessen zweite, nach weiteren 50 Jahren (!) vollendete Ausgabe bis heute ein unübertroffenes Standardwerk darstellt. Damit war die onomastische Lexikographie von Anfang an als „akademiewürdiges Unterfangen“ anerkannt.

Bereits 1845 hat ein Mitglied der gleichen Akademie, der Indogermanist August Friedrich Pott, die erste moderne allgemeinlinguistische Abhandlung über Personennamen publiziert und erstmals auch die Notwendigkeit eines Irani-

schen Namenbuchs erkannt, der er mit einer erst 1859 erschienenen Pionierarbeit gerecht werden wollte.

Und genau 110 Jahre später (1969) gründete der österreichische Indogermanist Manfred Mayrhofer (1926–2011; Abb. 2) an der ÖAW eine Kommission zur Ausarbeitung eines Iranischen Personennamenbuchs, das auf zehn aus mehreren umfangreichen Einzelfaszikeln bestehende Hauptbände angelegt wurde und dessen Erfolg jahrelang von einem Zwei-Forscher-Team bestimmt wurde: Mayrhofer selbst und seinem akademischen Schüler, dem namhaften deutschen Sprachwissenschaftler Rüdiger Schmitt. Bereits im Zuge der Arbeiten an den ersten beiden Bänden, die alle Namen des Avesta, die Namen in den altpersischen Keilschrifttexten (Abb. 3) sowie die mittelpersischen Namen in epigraphischen Denkmä-

lern enthalten, zeigte sich die ganze Komplexität des Untersuchungsobjekts: Bei allen fremdsprachigen Namenzeugnissen kann ein derartiges Vorhaben nur transdisziplinär durchgeführt werden – von Iranisten, die zugleich jeweils voll ausgebildete klassische Philologen bzw. Semitisten, Türkologen, Altaisten sind. Das Team musste erweitert werden, und zwar in einem größeren institutionellen Rahmen. Und einen derartigen Forschungsrahmen schuf die ÖAW erfolgreich mit dem von Bert G. Fragner ins Leben gerufenen, leistungsstarken Institut für Iranistik, das 2003 seine Tätigkeit aufnahm.

Der Mehrwert der institutionalisierten Forschung

Seit der Institutsgründung hat die Arbeit am Iranischen Personennamenbuch völlig neue Dimensionen erreicht: Innerhalb von nur sieben Jahren erschienen nicht weniger als 36 Monographien zur Iranistik, weitere zehn Bände harren derzeit der Drucklegung. Es sind darunter grundlegende philologische Werke zu entdecken, wie das Personennamenbuch selbst, aber auch neupersische Lexika oder Handschrifteneditionen wie jene der Bibelkommentare, die von iranischen Juden abgefasst wurden: nicht auf Hebräisch, sondern in der frühesten belegten Form der neupersischen Sprache! Man stößt auf brisante, fast kriminalistische philologische Untersuchungen wie die Sammlung der gefälschten, „pseudo-altpersischen“ Inschriften, auf Monographien zur Geistes-, Sozial- und Menta-



Abb. 3

litätsgeschichte des iranisch geprägten Kulturraums – von Indien, Zentralasien und China bis nach Kaukasien, Kleinasien und Europa – oder auf für die Genderforschung relevante Werke wie Ulla Remmers „Frauennamen im Rigveda und im Avesta“ (Abb. 4).

Das Hauptcharakteristikum des onomastischen Forschungsprogramms ist dessen internationaler Charakter. Unsere Autoren kommen aus Paris und St. Petersburg, aus Jerusalem, Saarbrücken und Wien, aus Sofia, Rom und London! Wir erforschen alle iranischen Hauptüberlieferungen sowie mehr als 30 fremdsprachliche Quellentraditionen, die sog. Nebenüberlieferungen.

Wenn man nun das (indo-)iranische System von Personennamen kurz charakterisieren soll, so stellt man fest, dass hier das aus dem Urindogermanischen Geerbte mit dem Geneuerten und sogar Exotischen in einer dialektischen Einheit auftritt. Lehrreich ist dabei die Namengebung nach Personennamen von Vorfahren, die durch Systemanalogie und Modifikation geerbter morphologischer Elemente gekennzeichnet ist. Aus der altgermanischen Epik kennen wir etwa die Großvater-Vater-Sohn-Trias von Heri-*brant*, seinem Sohn Hilti-*brant* und dessen Sohn Hadu-*brant*. Analog dazu heißen drei Brüder im Avestischen Dāraiaī. *raθa*-, Frāraiaī. *raθa*- und Skāraiaī. *raθa*-, mit Wiederholung des gleichen Hintergliedes („Hildebrant-Syndrom“) als Merkmal der gemeinsamen Genealogie. Einen ritualistisch-magischen Wert weisen die *Tabu*-Namen auf – z. B. der ossetische Vorname *Ānāud* „ohne Seele“, der Kindern mit verstorbenen Geschwistern gegeben wird. Kalenderbezogene Namengebung erfolgt nach der Schutzgottheit des (zoroastrischen) Monatstags, an dem man geboren ist: So heißt *Ātaradāta*- „von *Ātar* (dem Feuer als

Genius des 9. Tages des zoroastrischen Monats) gegeben“, bezeugt auch in elamischer Überlieferung als *Ha-tur-da-da* und im Griechischen als Ἁτραδάτης. Die ganze Vielschichtigkeit des iranischen Namensystems wird aber erst durch einen Vergleich der verschiedenen Traditionen sichtbar: präsentiert in den einzelnen Bänden des Namenbuchs, von denen allein in den letzten zwei Jahren sechs umfangreiche neue Faszikel publiziert wurden!

Der Name birgt die Rose: Iranisches Sprachgut in nicht-iranischen Kontexten

In Bezug auf die semitische Überlieferung erschien 2009 ein grundlegendes Lexikon der iranischen Namen in neu- und spätbabylonischen Quellen (ca. 650–5 v. Chr.) von Ran Zadok (Tel Aviv). Im persischen Weltreich und der hellenistischen Nachfolgezeit übertrifft Babylon als Weltstadt sogar sich selbst: Neben Trägern semitischer Namen kommen hier Griechen, Lykier, Lyder, Karier vor; den Kern der babylonischen Archive bildet aber die Sammlung von 656 iranischen Namen, die an zigtausenden Belegstellen bezeugt und nun erstmals erschlossen sind. Nachdem eine ähnliche Studie der iranischen Personennamen in der neuassyrischen Nebenüberlieferung fast 100 Jahre lang ein Desiderat blieb, hat Rüdiger Schmitt 2010 diesen „Zwillings“-Faszikel zu Zadoks Teilband veröffentlicht (Abb. 5): Für die Zeit des Neuassyrischen Vielvölkerstaates (10. bis Ende 7. Jhd. v. Chr.) sind nämlich tausende von Personennamen bezeugt, von denen Dutzende iranischen Ursprungs sind. Der Band bietet mithin erstmals in der Geschichte der Iranistik eine kritische Interpretation dieser Quellen über die Vielsprachigkeit im vorderasiatischen Raum.

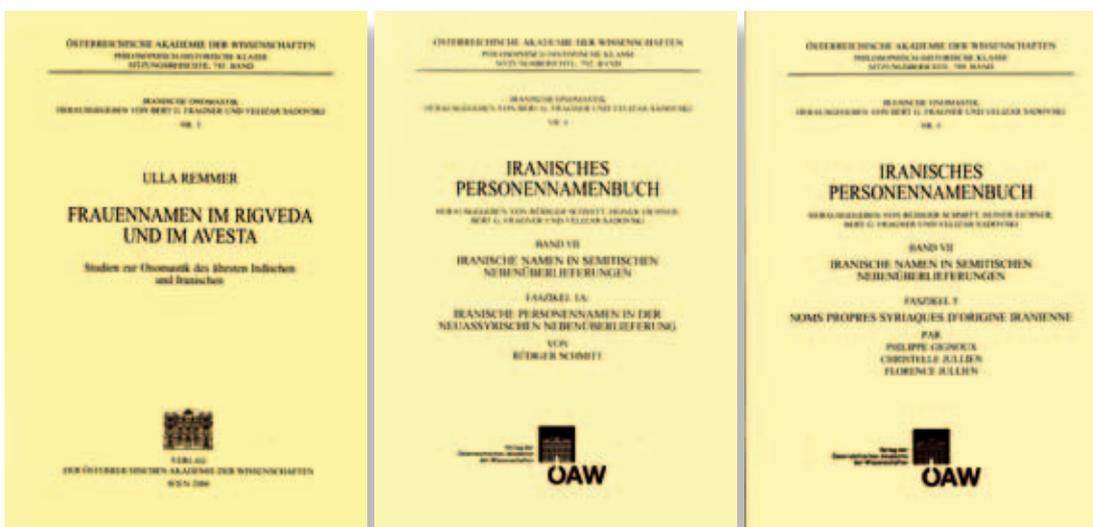


Abb. 4–6: Rezente Faszikel des Iranischen Personennamenbuchs und weitere Bände der neuen Akademiereihe Iranische Onomastik.

Eine weitere, 2009 erschienene Monographie stammt von drei französischen Kollegen (Ph. Gignoux, Chr. und F. Jullien) und betrifft die iranischen Namen in syrischer Tradition (Abb. 6), belegt in literarischen Quellen oder epigraphischen Denkmälern in syrischer Sprache.

Was sind die aktuellen Herausforderungen und künftigen Aufgaben? Hier ist erneut auf die gigantische fremdsprachige Überlieferung hinzuweisen. Es ist keine Übertreibung, dass viele ältere iranische Sprachen maßgeblich durch Eigennamen in Fremdquellen tradiert sind. Gerade diesem Zweig der iranistischen Namenforschung verdanken wir Kenntnisse nicht nur über die Sprachen, sondern auch über die Geistes- und Realiengeschichte zahlreicher iranischer Völker abseits der so genannten Hochkulturen des Antiken Orients – Skythen, Sarmaten, Alanen. Für sie hat sich der Begriff der *Irania submersa*, des „versunkenen Iran“, eingebürgert: meist schriftlose Völker, von deren Idiomen neben vereinzelt Glossen bei antiken Sammlern lexikalischer Kuriositäten oft nur Eigennamen zu uns gekommen sind.

Auch im Bereich der epigraphisch und literarisch besser bezeugten Sprachen konnte entscheidendes neues Material zusammengefasst werden. Ende 2010 erschien der Faszikel von Nicholas Sims-Williams über das mitteliranische Baktrisch, die wichtigste Verwaltungssprache auf dem Gebiet des heutigen Afghanistan vom Kuschanischen Reich (1.–3. Jhd. n. Chr.) bis zur frühen islamischen Periode. Die erhaltenen Inschriften und Dokumente, Münzen und Siegel liefern eine Menge von Personennamen verschiedener Herkunft: persisch, sogdisch, indisch, hunnisch, türkisch und natürlich baktrisch. Ein umfangreicher Band (2011) handelt vom Sogdischen, der am weitesten im Osten, in Chinesisch-Turkestan, gesprochenen iranischen Sprache. Fast 2.000 Namen hat Pavel Lurje im Hinblick auf Etymologie, Struktur und Bedeutung untersucht. Derzeit bereitet er auf Initiative des neuen Institutsdirektors Florian Schwarz eine Monographie zum Chwaresmischen vor, nach einer Neusichtung aller Quellen. Und der Faszikel „Ossetische Personennamen“ von Sonja Fritz (2007) stellt die erste ganzheitliche onomastische Erfassung einer neuiranischen Sprache dar!

Iranisches Sprachgut im Westen: das Namenbuch als moderner „West-Östlicher Divan“

Vor dem Hintergrund dieses komplexen Forschungsgegenstandes stellt die Bandserie über die zahlreichen iranischen Namen in griechischer Tradition einen besonderen Glücksfall dar: Nach rund 30-jährigen Vorarbeiten hat der *spiritus rector* des Namenbuchs Rüdiger Schmitt 2011 die

älteste Überlieferungsschicht, die „Iranischen Personennamen in der griechischen Literatur vor Alexander dem Großen“, lückenlos dargestellt. Zur Erschließung des darauf folgenden, mittelgriechischen Corpus bereitet derzeit Velizar Sadovski drei Faszikel über die byzantinische Überlieferung vor. Solche Bände zum iranischen Namengut im Griechischen oder Lateinischen leisten viel mehr als eine rein philologische Arbeit – sie liefern uns nicht nur wichtige Schlüssel zum besseren Verständnis des iranischen Namenguts, sondern auch neue Erkenntnisse über die Begegnung und gegenseitige Befruchtung der abendländischen und der morgenländischen Zivilisationen der klassischen Antike.

Künftig soll das Namenbuch das (Nach-)Leben von iranischen Namen in allen Haupttraditionen und besonders in den peripheren Überlieferungen weiterverfolgen, in denen Kontaktphänomene bekannt und iranische Sprachelemente bezeugt sind. Somit kann das von Generationen von Iranisten als eine *conditio sine qua non* für die linguistisch-philologische und kulturhistorische Erschließung der Welt der iranischen Völker postulierte Forschungsunterfangen dank des institutionellen Engagements der Österreichischen Akademie seine interdisziplinäre Mission erfüllen – und einen essentiellen Beitrag zu unserer besseren Kenntnis von der Osmose der großen Zivilisationen in dieser spannenden Kulturregion der Menschheit leisten. ■

DER AUTOR

Univ.-Doz. Dr. Velizar Sadovski, Mitherausgeber des „Iranischen Personennamenbuchs“ sowie der Reihen „Veröffentlichungen zur Iranistik“ und „Iranische Onomastik“, ist Senior Researcher am Institut für Iranistik an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und Privatdozent an den Universitäten Wien und Salzburg. Er ist Autor einer Reihe von Veröffentlichungen zur Historisch-vergleichenden Iranischen und Indogermanischen Sprachwissenschaft, war u. a. von 2009 bis 2011 Gastdozent an der LMU München und ist seit 2005 Gastprofessor für Iranische Philologie an der Universität Bologna, Italien.

Iranisches Personennamenbuch

Projektträger: Österreichische Akademie der Wissenschaften, Institut für Iranistik

Finanzierung: gemischt: Eigenmittel der ÖAW (Forschungsschwerpunkt Iranische Onomastik/Iranisches Personennamenbuch), bei einzelnen Faszikeln bzw. Teilbänden vor allem internationale und nationale Drittmittelprojekte sowie Kooperationen

Gründung: 1969 (Kommission zur Ausarbeitung eines Iranischen Personennamenbuchs, später: Kommission für Iranistik) bzw. 2002 (Institut für Iranistik)

Laufzeit: Forschungsschwerpunkt innerhalb der ÖAW unbefristet; Drittmittel- bzw. Kooperationsprojekte folgen den Erfordernissen der jeweiligen Finanzierungsträger (Universitäten, Fonds).

Redaktion: Vier Mitherausgeber, von denen einer als Projektleiter am Institut für Iranistik tätig ist, sowie internationale Drittmittel- und Kooperationspartner

Bisher erschienen: 14 umfangreiche Faszikel zu zentralen Teilgebieten von sechs der zehn geplanten Bände

Link: www.oeaw.ac.at/iran

Antikes Latein

Vorgeschichte eines Jahrhundertwerkes

Generationen von Humanisten und Gelehrten haben sich mit der lateinischen Sprache so intensiv beschäftigt, dass am Ende des 19. Jahrhunderts ein umfassendes, wissenschaftliches Wörterbuch längst hätte Realität sein müssen: Immerhin hatte sich unterdessen weder die Sprache weiterentwickelt noch der Textbestand vervielfacht, und nach zahllosen Neubearbeitungen sollten alle Fehler oder Lücken der ersten Ausgaben beseitigt sein. Warum entschied man dennoch, mit der Arbeit noch einmal von vorn zu beginnen und den „Thesaurus linguae Latinae“ zu schaffen?

VON CLAUDIA WICK



Bei der Beschäftigung mit der Sprache der Römer standen im Laufe der Zeit ganz unterschiedliche Interessen im Vordergrund. Dieser Wandel lässt sich gut anhand der Lehrbücher und Lexika verfolgen, die sich den wechselnden Bedürfnissen anpassen mussten.

Früher lexikographischer Bestseller: Ambrosius Calepinus

Als erstes Lateinlexikon im engermaßen modernen Sinne gilt das „Dictionarium

Büste des Ambrosius Calepinus
in der Biblioteca Angelo Mai,
Bergamo.



latinum“ aus dem Jahre 1502. Sein Verfasser war ein in Calepio bei Bergamo gebürtiger Augustiner-Eremit und Humanistenschüler, der sich Ambrosius Calepinus (ca. 1440–1510) nannte. Die Worterklärungen entnahm er Werken antiker Grammatiker sowie den Schriften humanistischer Gelehrter. Dem „Calepinus“ war ein durchschlagender Erfolg beschieden: Allein zwischen 1502 und 1535 erschienen mindestens 20 Bearbeitungen, wobei das ursprünglich einsprachige Werk bald zweisprachig lateinisch-griechisch wurde. Ab der Mitte des 16. Jahrhunderts kamen noch italienische, französische und andere Übersetzungen hinzu, was den „Calepinus“ zum polyglotten, bis zu elfsprachigen (!) Wörterbuch machte.

Auffällig ist die unstrukturierte Form der einzelnen Artikel; zudem werden anstelle von Originalzitate



Erste systematische Exzerpte: Robert Estienne (Stephanus)

Es hat von Seiten der Gelehrten nicht an Versuchen gefehlt, den „Calepinus“ zu verbessern. Robert Estienne (Stephanus, 1503–1559) sollte eine solche Revision vornehmen, brach sie jedoch ab und verfasste ein eigenes Wörterbuch. Die erste Ausgabe seines „Dictionarium, seu Latinae linguae Thesaurus“ von 1531/32 enthielt noch fast durchgehend französische Übersetzungen, die jedoch 1536 teilweise, 1543 sogar gänzlich dem neu hinzugekommenen lateinischen Material weichen mussten. Vom methodischen Standpunkt her bemerkenswert ist die Tatsache, dass Stephanus nicht bloß kompilierte, sondern zumindest zwei Autoren – die altlateinischen Komödiendichter Plautus und Terenz – nach eigener Auskunft systematisch exzerpierte. Der „Thesaurus“ von Stephanus war dem „Calepinus“ qualitativ zwar deutlich überlegen, vermochte ihn aber nie zu verdrängen.

Stilfibel-Lexikographie: Wörterbücher für gutes Latein

Einteilung der römischen Literatur nach den mythologischen Zeitaltern: Auf die „goldene“ Klassik folgt die bereits in der Antike kritisierte „silberne“ Latinität. Autoren des „bronzenen“ oder gar des „eisenen“ und „irdenen“ Zeitalters werden deutlich seltener zitiert; manche fehlen sogar in dieser Auflistung von 1718.

meist bloße Paraphrasen aneinandergereiht. Die Quellenangaben sind rudimentär, da zwar Autorennamen, aber kaum Werk- und Stellenangaben erscheinen (ähnlich verfahren heute kleinere Handlexika). Bei der Nachbearbeitung älterer Ausgaben begnügte man sich häufig damit, Exzerpte aus anderen Werken in Form von Anhängen abzudrucken, anstatt das neue Material sorgfältig in die bestehenden Artikel einzuarbeiten. Weil diese Arbeit oft innerhalb kurzer Zeit von einem *typographus* oder *corrector* besorgt wurde, wiesen viele Ausgaben des „Calepinus“ bald erhebliche Mängel auf. Dies wiederum führte zu Klagen von Gelehrten über das *chaos*, die *negligentia typographorum* und die *correctores*, die in Wahrheit eher *corruptores* seien, weshalb *Augiae stabulum repurgare* dringend angezeigt sei. Doch diese Kritik vermochte den Erfolg des „Calepinus“ nicht zu schmälern: Bis 1620 erschien beinahe jährlich irgendwo in Europa eine Ausgabe, und insgesamt sind bis 1778 über 200 verschiedene Auflagen bekannt.

Bereits das Widmungsschreiben des „Calepinus“ von 1502 zeigt, welchen Zweck damals die Darstellung von Wortbedeutung und -gebrauch hatte: die Ausdrucksfähigkeit des Benutzers im gesprochenen und geschriebenen Latein zu verbessern. Der Rekurs auf antike Quellen diente nicht dazu, die Sprache in allen ihren Entwicklungen zu dokumentieren, vielmehr wurde im *dictionarium* der gute und richtige Sprachgebrauch illustriert. Dieser Zweckbestimmung gemäß erfolgte die Auswahl des Belegmaterials nach normativen Gesichtspunkten. Die Nennung eines als Stilvorbild anerkannten Autors fungierte somit als eine Art Gütesiegel für gutes Latein, weshalb ab 1509 in Untertiteln des „Calepinus“ – und später anderer Lexika – fast immer die Bemerkung *ex optimis quibusque authoribus* erscheint. Dass der „Thesaurus“ von Stephanus dasselbe Ziel verfolgte, erweist der vollständige Titel: „Wörterbuch oder Schatz der lateinischen Sprache, der nicht nur einzelne Wendungen enthält, sondern auch ganze Mustersätze, wie man lateinisch sprechen und schreiben soll, die aus den besten Autoren sorgfältig ausgewählt worden sind“ [Übers. d. Verf.].

Ein lexikographischer Klassiker: Fabers „Thesaurus eruditionis scholasticae“ (Erstausgabe 1571; hier C. Cellarius' Nachbearbeitung von 1691).

Wer aber waren die *optimi auctores* („beste Autoren“) einer solchen Stilfibel-Lexikographie? Aufschluss darüber geben Tabellen, die man in vielen dieser Lexika findet: Hier wird das aus der spätrömischen Geschichtsschreibung bekannte (Dekadenz-)Schema übernommen, welches die Epochen nach einem mythologischen Schema unterteilt. Am Anfang steht das „goldene“ Zeitalter, das mit dem Tod des Augustus (14 n. Chr.) endet; es gilt als die Ära des perfekten, klassischen Lateins, wie es etwa von Cicero, Vergil oder Horaz gepflegt wurde. Erstaunlicherweise wird oft auch das Altlatein dazu gezählt, über das sich genau diese Autoren durchaus kritisch äußern. Auf das „goldene“ folgt das „silberne“ Zeitalter, eine Bezeichnung, die bis heute existiert und lange einen negativen Beiklang hatte. Um ca. 120 n. Chr. beginnt das „bronzene“ Zeitalter, an das sich das „eiserne“ oder gar „irdene“ anschließt, welches das Ende der Spätantike und das frühe Mittelalter umfasst; dass deren Sprachgebrauch kaum vorgeführt wurde (außer gelegentlich zur stilistischen Abschreckung oder als Maßnahme gegen den Gebrauch „barbarischer Wörter“), versteht sich von selbst.

Humanistische Bildungsbücher: Basilius Faber

Im 16. und 17. Jahrhundert erschien zwar eine große Anzahl von Wörterbüchern, aber ein methodischer Fortschritt auf dem Gebiet der Lexikographie, zumal der wissenschaftlichen, ist nicht feststellbar. Die Entwicklung ging vielmehr dahin, aus dem Wörterbuch ein Instrument zur Vermittlung antiker Bildung zu machen, wie der Titel „Thesaurus eruditionis scholasticae“ (Leipzig, 1571) beweist: Dieses Werk des sächsischen Pädagogen Basilius Faber (ca. 1520–1576) bot dem Leser Unmengen von Sentenzen, Sprichwörtern und anderen Sprachperlen, mit denen sich der eigene Stil aufpolieren ließ. Ergänzend kamen Informationen zur gesamten griechisch-römischen Lebenswelt hinzu, so dass manche Lexika zu wahren Enzyklopädien der römischen Sprache und Kultur gerieten. Deren Vorwörter enthalten regelmäßig

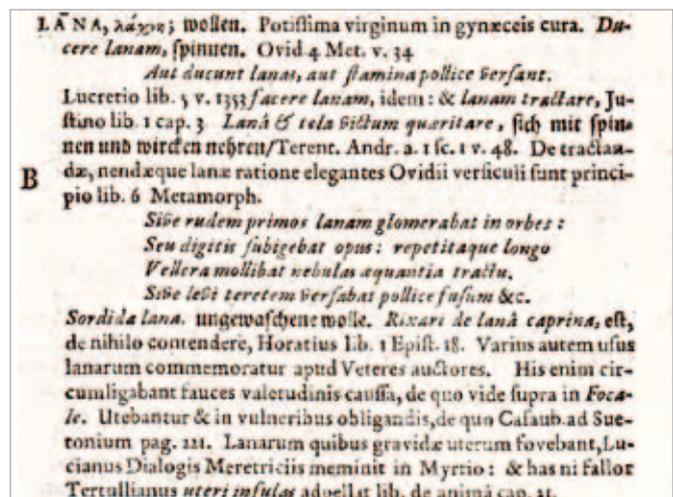
Um die Wolle (*lana*) kümmern sich die Frauen; wie man sie spinnt, zeigen Ovids Verse. Dieser Artikel von 1691 verrät vieles über den antiken Gebrauch der Wolle, aber wenig über jenen des Wortes.



Abschnitte wie etwa folgender Passus von Faber: „Wenn also jemand meint, unser Thesaurus sei zu dem Zweck verfasst worden, dass er ihn als sogenanntes Wörterbuch (*vocabularium*) oder Sprachbuch (*dictionarium*) verwende und erst dann bei ihm Zuflucht suche, wenn er über die Bedeutung eines Wortes in Zweifel gerät und nach einer Deutung/Übersetzung (*interpretatio*) verlangt, dann irrt er gewaltig. [...] Daher ermahnen wir eindringlich alle Lehrer und Schüler zu fleißiger Lektüre; denn der Thesaurus wird einzig den Bestrebungen derjenigen nützen, die das ganze Buch immer wieder vom Anfang bis zum Ende aufmerksam und sorgfältig durchlesen“ [Übers. d. Verf.].

Erste Neuerungen: Johann Matthias Gesner

Fabers „Thesaurus“ war sehr erfolgreich und erlebte bis 1749 insgesamt 24 Auflagen. Zwei Revisionen besorgte 1726 und 1735 Johann Matthias Gesner (1691–1761), Professor der Poesie und Rhetorik sowie Leiter der Universitätsbibliothek



in Göttingen. Anschließend widmete er sich einer Neuausgabe von Stephanus' „Thesaurus“, die zwischen 1745 und 1748 unter dem Titel „Novus linguae et eruditionis Romanae Thesaurus“ in Leipzig erschien. Wie der Titel verheißt, ist das Wörterbuch nach wie vor als humanistisches Bildungsbuch gedacht. Das Vorwort aber zeigt, dass sich die Methoden der Lexikographie sachte zu ändern begannen: Gesner benutzte zwei Ausgaben des Stephanus-„Thesaurus“ von 1734/35 und 1740–43, die in großem Umfang philologische Spezialliteratur aus kommentierten Textausgaben enthielten. Diese *notae variorum* – beispielsweise von Erasmus, Budé oder Turnèbe – kürzte

Grundlage zu verwenden. [...] Es wäre für mich bestimmt einfacher und in vielerlei Hinsicht bequemer gewesen, alle lateinischen Autoren der Reihe nach durchzulesen und auf gesonderten Zetteln alles zu notieren; diese Zettel sodann von jemandem provisorisch zusammenstellen zu lassen und sie anschließend nach meinem Urteil genauer anzuordnen. Aber wie es so geht: Dieser Plan kam mir zu spät in den Sinn, als ein guter Teil der Arbeit schon beendet war“ [Übers. d. Verf.].

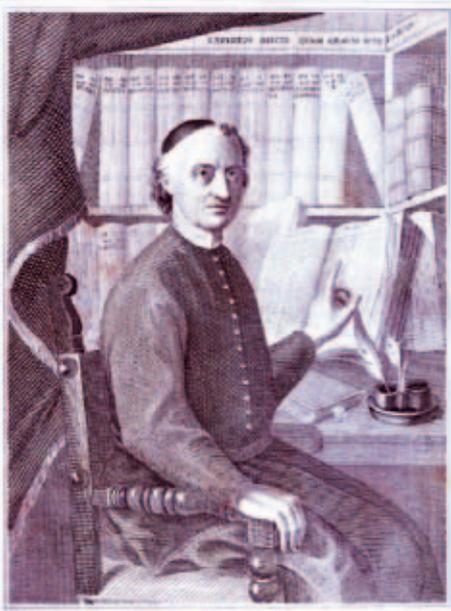
Revision genügt nicht: Egidio Forcellini

Einen Schritt weiter als Gesner ging zur selben Zeit Egidio Forcellini (1688–1768). Das Priesterseminar von Padua, in dem er den Großteil seines Lebens verbrachte, war damals ein bedeutendes Zentrum philologischer und lexikographischer Tätigkeit. Der junge Geistliche arbeitete als (anonymer) Assistent von Jacopo Facciolati zuerst an einer „Orthografia Italiana“, dann von 1715 bis 1718 an einer der letzten Revisionen des „Calepinus“ mit. Das Resultat überzeugte ihn wenig: Seiner Ansicht nach konnte nur ein von Grund auf neu geschriebenes Wörterbuch einen echten Fortschritt bedeuten. Mit der Arbeit an seinem „Lexicon totius latinitatis“, das 1771 postum erschien, war er ungefähr 40 Jahre lang beschäftigt, also wesentlich länger als alle bisher genannten Lexikographen, die ihre Revisionen jeweils binnen weniger Jahre abgeschlossen hatten.

Die erhaltenen Originaldokumente zeigen, dass Forcellini ein durchschossenes Exemplar des „Calepinus“ als Materialbasis verwendete, auf dessen leere Zwischenseiten er zahllose weitere Exzerpte notierte. Die Suche nach Belegen wurde erleichtert durch die neueren Textausgaben, die oft komplette Wortindices enthielten. Bemerkenswert ist, dass er auch Sammlungen von Stein- und Münzinschriften als authentische Quellen für Schreibweisen auswertete. Forcellini schrieb jeden Artikel neu, wobei er sich konsequent an jenes Prinzip hielt, das bei Gesner eher fallweise Anwendung gefunden hatte: Zuerst wird die ursprüngliche Wortbedeutung illustriert, danach der übertragene Gebrauch.

Trotzdem brach Forcellini nicht völlig mit den Gepflogenheiten seiner Vorgänger (die Übersetzungen in mehrere Sprachen stehen sogar in ältester „Calepinus“-Tradition): Sein Wörterbuch sollte erklärtermaßen sowohl denjenigen dienen, die Latein verstehen, als auch denjenigen, die Latein schreiben wollen; Letztere wurden jedoch nicht mehr mit Sentenzensammlungen oder humanistischer Antikenbildung versorgt.

Lexikographie als Lebensaufgabe: Egidio Forcellini, der Verfasser des bedeutenden „Lexicon totius latinitatis“.



EGIDIUS FORCELLINUS
OBITU TRID. NON. APRIL. AN. MDCCXCVI.
VI. AN. LXXIX. III. IUL. AN.

er radikal, um sie durch anonyme Interpretamente zu ersetzen, welche die wesentlichen Informationen in knapper Form wiedergaben.

Eine Neuerung stellen Gesners Überlegungen dar, wie die Wortartikel zu gliedern seien: „Ich bestimmte die allgemeine, auf jeden Fall aber erste Bedeutung der Wörter, von der die übrigen abhängen oder abgeleitet werden.“ Interessant ist auch das folgende Zitat aus dem Vorwort: „Oft habe ich mich gefragt, ob es nicht klüger gewesen wäre, überhaupt kein fremdes Werk als

DIE AUTORIN

Dr. Claudia Wick ist Redaktorin am Thesaurus linguae Latinae bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Von der rein deskriptiven, historischen Sprachbetrachtung ist Forcellini gleichwohl noch ein gutes Stück entfernt: „Ich hielt fast immer daran fest, in erster Linie Autoren der goldenen oder silbernen Epoche zu zitieren; ich fügte auch ältere hinzu, die zeigen sollen, dass das fragliche Wort schon seit langem im Besitz der römischen Bürgerschaft war. Anschließend stieg ich zu jenen des eisernen Zeitalters hinab, wenn sich keine besseren finden ließen. Ich gebe zu, dass ich einige zitiert habe, die dem irdenen Zeitalter angehören und zur Zeit des Niedergangs der Latinität lebten“ [Übers. d. Verf.].

Die heute noch gebräuchliche Ausgabe aus den Jahren 1939 bis 1941 ist stark nach modernen Anforderungen überarbeitet worden und weist mehr Zitate aus den späten Jahrhunderten auf als die Erstauflage. Von Forcellinis „Lexicon“ hängen nachweislich so gut wie alle moderneren Wörterbücher mehr oder weniger direkt ab.

Auf dem Weg zur historischen Sprachbetrachtung: Immanuel Johann Gerhard Scheller

Die Vorstellung, wonach das lateinische Lexikon in erster Linie als Sprachbuch für gutes Latein zu dienen habe, verlor nun zunehmend an Boden. Zwölf Jahre nach Erscheinen von Forcellinis „Lexicon“ publizierte Immanuel Scheller (1735–1803), Gymnasialrektor im schlesischen Brieg, 1783 sein „Ausführliches und möglichst vollständiges lateinisch-deutsches Lexicon oder Wörterbuch zum Behufe der Erklärung der Alten und Übung in der lateinischen Sprache“. Das Vorwort enthält ebenso interessante wie vergnügliche Charakterisierungen der bisherigen lexikographischen Praxis. Scheller erwähnt beispielsweise das Vorwort eines anderen Lexikographen, „worin er die Lexica kritisiert, und unter andern, als ein ächter Ciceronianer, tadelt, daß Wörter in Wörterbücher aufgenommen worden, die bloß im Ammianus, Martianus Capella, Sidonius etc. vorkommen. Es glauben manche, daß die lateinischen Wörterbücher bloß des Lateinschreibens wegen da wären“. Legion sei derer, „die nur die Worte eines Cicero als heilige und schöne Worte betrachten, hingegen die Worte eines Plautus, Tacitus, Seneca, Apulejus, Statius etc., für garstige, unreine, oder unheilige Worte halten (daher sie sie nicht lesen wollen, damit nichts hangen bleibe)“.

Scheller plädiert für eine neue Art von Lexikographie und vertritt die Ansicht, dass „man unmöglich eine Sprache recht versteht, wenn man ihre Gestalt nicht aus allen Jahrhunderten kennt“, und dass folglich „ein Lexicon [...] eine Erklärung aller Autoren ist (wenigstens seyn soll)“. Aus diesem Grund lehnt er auch die bislang übliche

Praxis ab, Form, Flexion und Bedeutung der Wörter ausschließlich durch Berufung auf antike oder moderne Autoritäten festzulegen: Dies habe nämlich dazu geführt, dass man von der klassischen Norm abweichende Befunde aus den überlieferten Texten verschwiege, ablehnte oder gar korrigierte („Unsere Gelehrten verlangen, daß die Alten nach unsern Grammatiken reden sollen“).

Da Scheller für sein Lexikon keine neue Materialbasis schuf, unterscheiden sich die Artikel kaum von denjenigen Forcellinis. Auch er ging von der jeweiligen Grundbedeutung aus, um dann zu zeigen, „wie immer eine [Bedeutung] aus der andern entsprungen ist oder entsprungen seyn mag“. Auf theoretischer Ebene tat Scheller aber jenen wichtigen Schritt in die Richtung einer wissenschaftlichen, wertungsfreien Sprachbetrachtung, der Forcellini noch nicht ganz gelungen war.

Wissenschaftlicher Anspruch: Wilhelm Freund

Im anbrechenden 19. Jahrhundert riss die Kluft zwischen dem, was die Wörterbücher aufgrund ihrer bisherigen Zweckbestimmung zu leisten im Stande waren, und den neuen, ganz anders gearteten Ansprüchen der Benutzer vollends auf. Die Klassische Philologie als historische Sprachwissenschaft entwickelte sich rasant, doch die Lexikographie vermochte mit den Fortschritten auf dem Gebiet der Textkritik und Sprachforschung nicht mitzuhalten. Immer schmerzlicher machte sich das Fehlen eines verlässlichen Grundlagenwerkes bemerkbar, weshalb sich alsbald zahlreiche Abhandlungen mit der Frage beschäftigten, wie ein solches Lexikon auszusehen habe und wie es zu erarbeiten sei. Hierzu gehört das Vorwort des „Wörterbuch der Lateinischen Sprache, nach historisch-genetischen Principien“ (Leipzig 1834) von Wilhelm Freund (1806–1894). Dort wird definiert: „Die lateinische Lexikographie hat zu ihrem Objecte die Geschichte eines jeden einzelnen Wortes der lateinischen Sprache.“ Ferner gelte: „Jeder Artikel des lateinischen Wörterbuches bildet eine Monographie desjenigen lateinischen Wortes, dem er gewidmet ist.“ Insgesamt solle „die Geschichte aller derjenigen Wörter geliefert werden, welche sich in den schriftlichen Überresten der Römer von der ältesten Zeit bis zum Untergange des weströmischen Reiches vorfinden. Innerhalb dieses Zeitraumes ist jedes in lateinischer Sprache geschriebene

Werk [...] als ein Eigentum der lateinischen Literatur zu betrachten und soll in dem Maße, als der in ihm herrschende Ausdruck auf eigentümliche Weise in die Wortgeschichte eingreift, hier Beachtung finden.“

Hinsichtlich der Materialgrundlage hält Freund fest: „Die sicherste und ergiebigste Fundgrube für das Wörterbuch sind natürlich die lateinischen Autoren selbst. [...] Weil es aber ein rein unausführbares Unternehmen gewesen wäre, sämtliche lateinische Klassiker von Livius Andronicus und Ennius bis hinter Hieronymus und Augustinus herab in ununterbrochener Reihe und gleicher Vollständigkeit auf den ersten Anlauf lexikalisch durchzugehen, so hat der Verfasser sich zunächst die Bearbeitung der ersten oder vorklassischen Sprachperiode [...] als Ziel abgesteckt.“ Ein Gutachten, das im Hinblick auf die Schaffung eines „Thesaurus linguae Latinae“ geschrieben wurde, stellt denn auch nüchtern fest: Freunds „eigene Arbeit, von vornherein nicht auf ein erschöpfendes Werk angelegt, genügte den von ihm selbst aufgestellten Forderungen wenig“. Eine solche Aufgabe überstieg die Kräfte eines Einzelnen bei weitem, doch die eben begründete interakademische Zusammenarbeit bot die Möglichkeit, ein ganzes Kollektiv damit zu beauftragen.

Notwendiger Neubeginn: der „Thesaurus linguae Latinae“

Es war offenkundig, dass der Weg zu einem modernen Grundlagenwerk nicht über die Umarbeitung existierender Wörterbücher führen konnte: Eine Neuordnung des nach unzureichenden Kriterien ausgewählten Materials würde nicht einmal für die klassische Zeit ein vollständiges Bild ergeben, weil beispielsweise die alten Inschriften fehlten. Die „silberne Latinität“ war unsystematisch, das darauf folgende halbe Jahrtausend mit der überreichen christlichen Literatur so gut wie gar nicht lexikographisch erfasst (diese Zeit, in der Latein weiterhin eine gesprochene Sprache war, ist bis heute praktisch das lexikographische Monopol des „Thesaurus linguae Latinae“ geblieben).

Um wesentliche Fortschritte zu erzielen, musste zunächst eine solide, ausgewogene Materialbasis geschaffen werden: das Thesaurus-Archiv mit seinen über zehn Millionen Zetteln. Erst dann konnte das Jahrhundertwerk begonnen werden, das mittels akribischer Auswertung dieses Materials zum ersten Mal ein wirklich umfassendes, unvoreingenommenes Bild des gesamten antiken Lateins zeichnet. ■



Thesaurus linguae Latinae

Projektträger: Kommission für die Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae der Bayerischen Akademie der Wissenschaften sowie 31 Akademien und Gelehrte Gesellschaften aus 23 Ländern

Finanzierung: Akademienprogramm von Bund und Ländern; Beiträge der Herausgeber-Körperschaften

Gründung: 1893 (Arbeitsbeginn 1894)

Laufzeit: bis 2025 (Schnittstelle)

Redaktion: 15 Stellen (davon 2 nichtwissenschaftliche), ferner derzeit 7 Mitarbeiter, die u. a. von Herausgeber-Institutionen finanziert werden (Stipendien bzw. reguläre Stellen); derzeit Mitarbeiter aus 9 Ländern

Bisher erschienen: 162 Faszikel: A–M und O–P (A–D mit Onomasticon) sowie der 1. Faszikel von N

Link: http://rzblx10.uni-regensburg.de/dbinfo/detail.php?bib_id=bsb&titel_id=9320%3E
(DBIS Bayerische Staatsbibliothek, lizenzierter Zugang)

www.thesaurus.badw.de

Der Neubeginn erfordert eine solide Materialgrundlage: Blick in das Zettelarchiv des „Thesaurus linguae Latinae“, der heute in internationaler Zusammenarbeit an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften entsteht.

Geosophie und Eichelmast

Geometrare, glandinare oder *gartenarius* – das Mittellateinische Wörterbuch erschließt die Alltagswelt des Mittelalters lexikographisch. Der Wortschatz umfasst Begriffe des antiken Lateins ebenso wie mittelalterliche Neubildungen oder Einflüsse aus den Volkssprachen. Das Wörterbuch, das in München entsteht, ist Teil eines großen europäischen Projektes zur mittelalterlichen Latinität. Im Frühjahr 2012 wird der Buchstabe „G“ abgeschlossen.

VON TINA B. ORTH-MÜLLER UND MARIE-LUISE WEBER

Dass Latein im Mittelalter nicht nur unter Gelehrten der allgemeinen Verständigung diene, ist weithin bekannt. Um als adäquates Ausdrucksmittel in allen Lebensbereichen zu dienen, nahm die lateinische Sprache damals zahlreiche Fremd- und Lehnwörter aus den Volkssprachen auf und wurde durch Wortneubildungen bereichert. Das Mittellateinische Wörterbuch dokumentiert die lexikalischen Veränderungen und erschließt eingehend die lateinische Sprache des Mittelalters. Der Abschluss des Buchstabens „G“ ist Anlass, anhand einiger aktueller Beispiele Einblick in die Wörterbucharbeit zu geben.

Grundlage für die Bearbeitung der Artikel ist eine Sammlung von ca. 1,6 Millionen Zetteln mit Belegstellen, für die etwa 2.500 edierte Schriftquellen aus allen Fachbereichen und Gattungen, die zwischen den Jahren 600 und 1280 im deutschsprachigen Raum und Reichsitalien entstanden sind, ausgewertet wurden. Die gewählten Zeitgrenzen berücksichtigen einerseits den Anschluss an den Thesaurus linguae Latinae, andererseits das vollständige Werk des 1280 verstorbenen Universalgelehrten Albertus Magnus. Das Mittellateinische Wörterbuch versteht sich dabei nicht als Differenzwörterbuch zum Thesaurus linguae Latinae, sondern erfasst jedes Wort in all seinen Bedeutungsnuancen.

Artikelaufbau

Jeder Artikel beginnt mit dem Lemmaansatz in Fettschrift, z. B. ***gasind(i)us**, -i m., das „Gefolgsmann, Getreuer“ heißt und mit dem althochdeutschen *gasindi* („Gesinde“) verwandt ist (Abb. 2). Die Genitivendung und die Angabe des Genus zeigen an, welcher Deklination das Wort angehört. Da *gasind(i)us* kein antik belegtes Wort ist, wird das Lemma mit einem Stern (Asterisk) versehen. Nach dem Lemmaansatz folgt in Klammer die Angabe der Etymologie, also der Herkunft und Geschichte des Wortes. Unter *script(urae) et form(ae)* werden die verschiedenen Schreibweisen und gegebenenfalls Abweichungen von der ursprünglichen Deklination bzw. im Falle von Verben der Konjugation angegeben.

Um den Lexikonartikel für den Benutzer sinnvoll zu gliedern, wird bei jedem Wort zunächst von einer Grundbedeutung ausgegangen, an die sich metonymische und übertragene Bedeutungen anschließen können, auf die im Artikel mit *proprie*, *meton(y)mice* und *translate* hingewiesen wird. So bezeichnet das Wort *glans* in seiner ursprünglichen Bedeutung eine Baumfrucht, meist die Eichel oder Ecker. Als Metonymie kann es auch für





Wortbedeutung mit lateinischen und deutschen Interpretamenten an. Es folgen die Belegstellen, die, wenn das Material sehr umfangreich ist, nur in Auswahl dargeboten werden. Ein *al.* (einige Belege), *saepe* (oft) oder *persaepe* (sehr oft) gibt dann einen Hinweis darauf, wie oft das Wort vorkommt.

Innerlateinische Wortneubildungen

Von *glans* wurden im Mittellatein einige neue Ableitungen gebildet: *glandagium* bzw. *glandaticum* steht für die im Mittelalter bedeutsame Eichelmast bzw. für die Gebühr, die für das Recht, Schweine im Wald mit Eicheln zu mästen, erhoben wurde. Das neu gebildete Verb *glandinare* heißt entsprechend „mit Eicheln mästen“. Neubildungen, die von der übertragenen Bedeutung ausgehen, liegen bei den beiden in der medizinischen Abhandlung „Theoricae Pantegni“ des Constantinus Africanus († 1085) überlieferten Adjektiven *glandinosus* („Geschwüre hervorbringend, schwärend“) und *glandosus* („aus Drüsen bestehend, voll von Drüsen“) vor.

Abb 1: Latein – Sprache Europas: Das Mittellateinische Wörterbuch ist eines von 18 mittellateinischen Wörterbüchern in Europa.

den Baum, die Eiche, selbst stehen. In übertragener Bedeutung bezeichnet *glans* alles, was annähernd die Form einer Eichel haben kann. Neben der singular belegten Geschosskugel sind dies in Texten zur Anatomie und Medizin Drüsen und Geschwüre unterschiedlicher Art – Bedeutungen, für die seit der Antike auch das Deminutiv *glandula* steht. Im Unterschied zum Thesaurus linguae Latinae gibt das Mittellateinische Wörterbuch die

Auch zu seit der Antike bekannten Fremdwörtern aus dem Griechischen wurden im Mittelalter neue Ableitungen gebildet. Zu *geometria* kommt das Adjektiv *geometricalis* („die Landvermessung betreffend, zur Geometrie gehörig“) mit dem Adverb *geometricaliter* („den Regeln der Geomet-

	Lemmaansatz	Etymologie	
Stern bei Neubildung	* <i>gāsind(i)us</i> , -i m. (cf. <i>theod. vet. gasindi</i>) <i>script. et form.:</i> ca-: l.19.21.22. adde LEG. Lang. p. 653,39. p. 654,34. gis-: l.25. gass-: l.20. gasti-: LEG. Lang. p. 288,20. 21 (var. l.). -nad-: l.19. -nnus: FORM. Marculfi 1,32 l. 15 (var. l.). 24 (var. l.). -deus: l.21. adde LEG. Lang. p. 654,34. <i>sing. in-decl. -o: l.21.23.</i>		Schreib- und Formvarianten
lateinische und deutsche Interpretamente	<i>satelles, fidelis</i> – <i>Gefolgsmann, Getreuer</i> (cf. H.-J. Diesner, <i>Klio</i> 58. 1976. p. 141sqq.): FORM. Marculfi 1,24 l. 8 <i>vero illo ... cum ... hominebus suis aut -dis ... sub sermonem tuicionis nostre visi fuimus recipisse (sim. DIPL. Pipp. 14 p. 20,7). LEG. Lang. p. 132,19 de -iis (c-iis, -adiis var. l.) ... nostris volumus eqs. p. 190,18 si ... iudex ... adtenderit ad -ium (gass-ium, -eum, -io, c-io, -ios, gastaldium var. l.) vel ad parentem. p. 191,15 si ... liber homo in servitio de -io (c-io, -iis var. l.) regis aut eius fidelis introierit. p. 660,6 Tuido -io domni regis, filius ... Teoderolfi ... , dixi: 'eqs.' CAPIT. reg. Franc. 217,4 quae beneficia dominicus gi-ius habuit (sc. inquirendum est). MIRAC. Austrig. 10 (MGMer. IV p. 206,11) quod -dus ... mortuus esset.</i>		Sekundärliteratur
Menge an nicht zitiertem Material	<i>persaepe.</i>		Belegstellen in chronologischer Ordnung
	Mittellateinisches Wörterbuch IV, Sp. 626,9–27		

Abb. 2: Welche Informationen stecken in einem Artikel des Mittellateinischen Wörterbuchs? Das Beispiel *gasind(i)us.

DIE AUTORINNEN

Tina B. Orth-Müller M. A. und Dr. Marie-Luise Weber sind wissenschaftliche Mitarbeiterinnen der Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

rie entsprechend“) und den Verben *geometricare* („nach den Regeln der Geometrie verfahren, vermessen“) und *geometrare* („vermessen“) hinzu. Albertus Magnus verwendet den Ausdruck *geosophia* („Feldmesskunst“), der aus zwei griechischen Wörtern neu zusammengesetzt ist, und ein davon abgeleitetes Adjektiv *geosophicus* („zur Feldmesskunst gehörig“).

Lehnwörter

Neben Fremdwörtern aus dem Griechischen, die vor allem in Fachtexten vorkommen, zeigt sich bei vielen Wörtern der Einfluss aus der Volkssprache, wie bei dem aus dem Germanischen entlehnten *geleitum* („Geleitgeld, -zoll“) oder *gartenarius* („Gärtner“). Ein Grund für die Übernahme von Lehnwörtern ist u. a. in der seit der Antike sich wandelnden Lebenswelt und Gesellschaftsstruktur des Mittelalters zu sehen. Aus dem Langobardischen wurde z. B. die Bezeichnung *gastald* übernommen und zu *gastald(i)us* bzw. *gastaldio* latinisiert. Der Begriff „Gastalde“, der in der ursprünglichen Bedeutung für einen königlichen Fiskal- und Verwaltungsbeamten des Langobardenreiches steht, wurde bereits Ende des 8. Jahrhunderts für einen kirchlichen oder herrschaftlichen Güterverwalter bzw. Amtmann im Allgemeinen verwendet und lebte somit nach

dem Untergang des Langobardenreiches weiter. Der Herrschaftsbereich des Gastalden wurde als *gastaldatus* bzw. *gastaldatum* oder *gastaldia* bezeichnet, das auch für das Amt eines (kirchlichen) Güterverwalters stehen kann; *gastaldaticum* bezeichnet die dem Gastalden geschuldete Leistung.

Die Anlaute gu und w

Ein spezielles Problem ergibt sich bei der Bearbeitung von Lehnwörtern aus dem Germanischen mit dem anlautenden Halbvokal „w“, der im germanischen Sprachraum als „w“ (mit den Schreibvarianten „v“, „vv“, „vu“, „uu“) wiedergegeben wurde, im romanischen Sprachraum als „gu“, so dass in den lateinischen Quellen der Anlaut „gu“ neben „w“ vorkommt. Das germanische *werra* beispielsweise, das zunächst für „Aufruhr, Aufstand“ steht und seit dem 11. Jahrhundert in der Bedeutung „Krieg“ immer öfter statt rein lateinisch *bellum* verwendet wurde, wurde nicht nur latinisiert, sondern auch in die romanischen Sprachen entlehnt, z. B. ins Altfranzösische als *guerre*. In den lateinischen Quellen ist neben *werra* daher auch *guerra* belegt. Ableitungen davon zeigen entweder ebenfalls einen Doppelanlaut, z. B. *werrare* / *guerr(i)are* bzw. *werrire* / *guerrire* („befehlen, bekriegen, Krieg führen“) oder *guerrizare* / *verrizare* („die Kriegszeit verbringen“) oder einen einfachen Anlaut auf „gu“ wie *guerregiare* („Krieg führen“) und *guerrifer* („kriegbringend, kriegstreibend“). Die Frage, ob das Lemma eines Wortes mit Doppelanlaut unter w oder gu angesetzt werden soll, wurde aufgrund der besonderen Überlieferungslage zu Gunsten eines Ansatzes unter „g“, teils mit Doppelansatz nach dem Muster **guerra* vel **werra* entschieden (s. dazu M. Niederer, Germanic borrowings of the type ‚guerra / werra‘ in the Mittellateinisches Wörterbuch (MLW), in: M. P. Gonzalés, E. P. Rodríguez, *Influencias léxicas de otras lenguas en el latín medieval*. León 2011, S. 161–174).

Ausblick

Aufgrund der breiten Materialbasis, auf der die Artikelarbeit beruht, ist das Mittellateinische Wörterbuch nicht nur für die mittellateinische Philologie, sondern auch für die Nachbardisziplinen ein wichtiges Hilfsmittel. Vom 12. bis 15. September 2012 wird sich eine vom Mittellateinischen Wörterbuch veranstaltete Tagung in München dem Problem der „Fachsprache(n) im mittelalterlichen Latein“ widmen. Langfristig ist eine Digitalisierung des Wörterbuchs geplant, um die Forschungsergebnisse einer breiten wissenschaftlichen Öffentlichkeit leichter zugänglich zu machen. ■



Abb. 3: Der 40. Faszikel des Mittellateinischen Wörterbuches (gelo-gratuitus) erschien 2011.

Mittellateinisches Wörterbuch

Projekträger: Kommission für die Herausgabe eines mittellateinischen Wörterbuches der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (als Teil eines europäischen *Novum Glossarium mediae Latinitatis* der Union Académique Internationale); Zusammenarbeit mit der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW) und der Schweizerischen Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften

Finanzierung: Akademienprogramm von Bund und Ländern; Beitrag der ÖAW

Gründung: 1939

Laufzeit: voraussichtlich bis 2030

Redaktion: 10 wiss. Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter

Bisher erschienen: 40 Faszikel: A–G

Literatur: Franz-J. Konstanciak, *Das Mittellateinische Wörterbuch*, in: „Akademie Aktuell“ 2/2003, S. 25–28

Link: www.mlw.badw.de

Baierische Dialekte

„Des Bouch mou e nu duachackan!“

[dúrch]a. 1 in ganzer Länge pflügen, °NB mehrf., °OB, °OP vereinz.: *es wird durchgeackert* „kein Fürbifang gezogen“ Breitenbg WEG; °das ganze Feld muß man durchackern Rgbg; *wenn wir ... sollten ... morgen vier feld mit dem pflüg durchackern* SCHAIDENREISSER Odyssea 179.— Auch: °do hunō duagagad „auf aufgeweichtem Weg“ Lohbg KÖZ.— 2 mühsam durcharbeiten, ugs., °OB, °NB, °OP mehrf.: °da mußst du dich durchackern Hfndf ROL; °des Bouch mou e nu duachackan Tirschenrth.— Auch sich mühsam durchs Leben bringen, °OB, °OP vereinz.: *durchackern* „sich durchfretten“ Reichenhall.— 3 wie → [hin-ab]a.3: °der Bauer hat seinen Hof durchg'ackert „abgewirtschaftet“ Bayrischzell MB.

²DWB VI.1554 f.

Das Bayerische Wörterbuch (BWB) erfasst den Wortschatz der bairischen Dialekte vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart, also längst verschwundene Begriffe ebenso wie moderne Entwicklungen der Mundart. Das von Sammlern zusammengetragene Quellenmaterial liefert eine Fülle von Informationen, von Sach- und Volkskunde über Sprichwörter und Redewendungen bis zur regionalen Verbreitung einzelner Wörter.

VON ANTHONY ROWLEY



Im Wortartikel [durch]ackern des Bayerischen Wörterbuchs (Abb. 1) wird unter Bedeutung 2 „mühsam durcharbeiten“ der Satz eines Mundartsammlers aus Tirschenreuth in der Oberpfalz zitiert: *des Bouch mou e nu duachackan*. Genauer stöhnt wohl jeder Benutzer des Wörterbuchs zunächst, wenn er das umfangreiche Werk aufschlägt. Aber schnell merkt er, dass es doch sehr stark strukturiert ist. Das Wörterbuch versteht sich als alphabetisch gegliederte Darstellung des Dialektwortschatzes anhand des gesammelten Materials. Zur Veranschaulichung und zum Beweis für die angesetzten Bedeutungen werden Originalmitteilungen der Dialektsammler und Zitate aus anderen Quellen angeführt.

Abb. 1: *durchackern* (aus BWB I, 127).

Abb. 2: *Heidelbeere* (Verbreitung der Synonyma) (aus BWB II, 65).

Bimponei, Loata, Pfeilvater – wie ist ein Artikel aufgebaut?

Zunächst sind die Wortartikel im Prinzip alphabetisch gereiht. Im Artikelkopf (Abb. 3) steht das Hauptstichwort oder Lemma (*Back*), gegebenenfalls gefolgt von wichtigen Nebenstichwörtern (hier *Bach* und *Bachelein*). Um die mundartlichen Wortformen aus den zum Teil recht unterschiedlichen Dialekten Bayerns unter einem einzigen Stichwort zusammenfassen zu können, ist ein

Back, Bach(elein)

M., F. (VIB; ROD), meist Dim. **1** Menge, die auf einmal gebacken wird. °OB, °NB, °OP vereinz.: °*Bacherl* „ein Schuß Brot“ O'hsn LAN; °*de erschd Bäch is scho ferte* Roding; „Die Hitze von diesen Scheiten reichte gerade bei uns für einen *Back* – der ergab ca. 16 runde Laibe“ FÄHNRICH M'rteich 113.

2 semmelförmiges Gebäck aus Hefe- od. Brotteig. °OB mehrf., °NB, °OF, °MF, °SCH vereinz.: °*Baacherl* „aus Roggenvormehl hergestellte *Loabln*, im Backofen nachgebacken, wenn das Brot fertig war“ Schrobenshn; °*Bacherl* „Hefeteig, aber herausgebacken wie Semmeln“ Landshut; *Bacherlan* „im Rohr gebakene Nudeln“ Derching FDB; *Backerl* „kleine Semmel“ Bayerwald 25 (1927) 160; *Backerl* „Vom Brotteig (oder auch von einem Hefeteig) ... waren ein beliebtes Kinderbrot für die Schulpause“ FRIEDL ndb.Kuchl 36.

Abb. 3: *Back* (aus BWB I, 825).

gewisses Maß an Abstraktion von den Mundartaussprachen nötig. In der Regel erfolgt der Stichwortansatz nach Maßgabe der Schriftsprache. Ob man in seiner Heimatmundart *Loata(n)*, *Loatr*, *Loita(n)*, *Laada(n)* oder *Ladda(n)* spricht, man muss stets unter dem Stichwort *Leiter* nachschlagen. Unter dem Stichwort *Bibernell(e)* (BWB II, 731f.) werden so unterschiedliche Formen wie *Bimponoi*, *Biwaneii* und *Piganöi*, allesamt aus Oberbayern, zusammengefasst. Wenn es keine schriftsprachliche Entsprechung gibt, kann zum Stichwortansatz meist die Überlieferung älterer Sprachstufen herangezogen werden. Oft findet man einen Anschluss über das Mittelhochdeutsche. So hat der Schmetterling im oberbayerischen Volksmund eine unglaubliche Vielfalt an mundartlichen Namen:

Pfeifalter, *Pfeifhalter*, *Feighalter*, *Speifalter*, *Beinfalter* oder *Pfeilvater*, die alle auf mittelhochdeutsch *vivalter* zurückzuführen sind und folglich im Wörterbuch unter dem Stichwort *Feifalter*, der zu erwartenden Weiterentwicklung des alten Wortes *vivalter*, zusammengefasst werden. In einem eigenen Abschnitt „Lautung, Formen“ wird die Vielfalt der Formen dokumentiert. Außerdem werden an der alphabetischen Stelle wichtige Varianten als Verweisstichwörter angeführt, von denen aus auf das Hauptstichwort verwiesen wird.

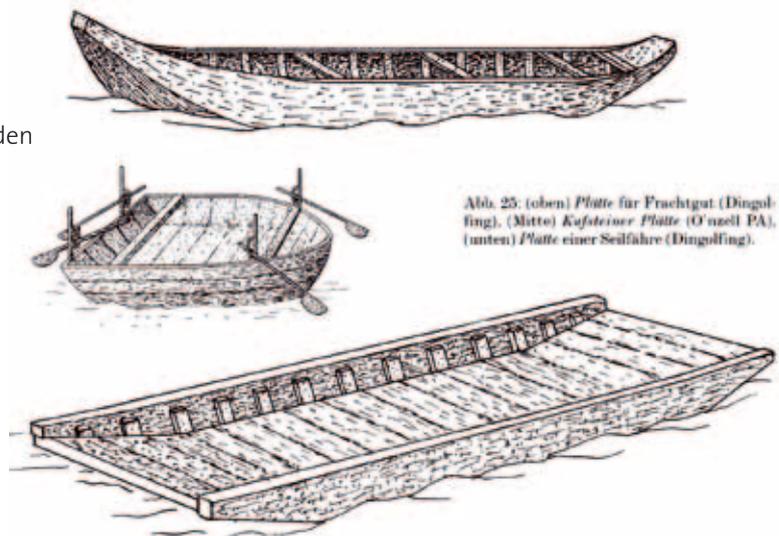
Nach dem Stichwort folgen Angaben zu Wortart und Flexionsweise – es kann etwa *der* oder *die Bach* heißen (Abb. 3). Für jede Wortbedeutung wird deren regionale Verbreitung innerhalb Bayerns

nach Ausweis der Wörterbuchkartei angegeben; bei *Back* etwa heißt es für Bedeutung 1 „Menge, die auf einmal gebacken wird“: „Oberbayern, Niederbayern, Oberpfalz vereinzelt“, für Bedeutung 2 „semmelförmiges Gebäck aus Hefe- oder Brotteig“: „Oberbayern mehrfach, Niederbayern, Oberfranken, Mittelfranken, Schwaben vereinzelt“. Bei Ober- und Mittelfranken sowie bei Schwaben bezieht sich die Angabe nur auf die Gebiete, in denen Dialekte vom bairischen Typ gesprochen werden, in Oberfranken ist das vor allem das Sechsamterland, in Schwaben nur das Gebiet östlich des Lechs. Gelegentlich ist hier eine Karte sinnvoll; Abb. 2 zeigt den Verbreitungsraum der vielen mundartlichen Synonyme für die Heidelbeere.

Sammlermeldungen – von ärschling bis Gamsbascht

Kern jedes Artikels sind die Bedeutungsangaben, mit denen die Bedeutungsbreite eines Wortes aufgefächert wird. Jede Bedeutung wird mit ausgewählten Belegen untermauert. Beispielsätze stellen die Wörter im lebendigen Sprachgebrauch vor. Dabei sollen die Landesteile möglichst gleichmäßig vertreten sein. Die Auswahl der Belege veranschaulicht die Verwendungen und die Bedeutungen eines Wortes. An erster Stelle werden Belege der Mundartinformanten zitiert. Ein kleiner hochgestellter Kreis vor dem Beleg zeigt an, dass die Angabe aus der Zeit nach 1950 stammt. Das Stichwort *Back* zum Beispiel (Abb. 3) enthält einen solchen Beleg aus Roding (Opf.): °*de erschd Bäch is scho ferte*.

Abb. 4: Platte: Abbildungen (aus BWB II, 1.115).

Abb. 25: (oben) *Platte* für Frachtgut (Dingolfing). (Mitte) *Kufsteiner Platte* (O'zell PA). (unten) *Platte* einer Seilfähre (Dingolfing).

Wenn der Kreis fehlt, dann stammt die Sammlermeldung aus der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Nach Möglichkeit sollte aus dem Wortbeleg die Bedeutung der Sache im Alltag der Dialektsprecher deutlich werden. Im Artikel *Gamsbart* (BWB I, 1199) zum Beispiel geht es um den Wert der Sache; ein Sammler aus Ruhpolding (Obb.) schreibt: *Gamsbascht* „Rückenhaare der Gemse, in Bündel gebunden und teuer verkauft“. Der Dorfschullehrer aus Pertolzhofen in der Oberpfalz berichtet im Artikel *Abortadel* (BWB I, 149): „der *Abortadel* des Schulhauses gilt als besonders düngend“. Oft geben Sammler weitergehende Erläuterungen. Ein Bauer aus Oberviechtach (Opf.) führt im Artikel *Stallararbeit* (BWB I, 516) aus: *za da Stoloawad hot as Zeiln* [Melken], *as Fäidan* [Füttern] und *as Stolasmistn ghead*. Und ein Sammler aus Bayersoien (Obb.) schreibt zum Stichwort *Partie*, Bedeutung 1 „Gruppe von Arbeitern“ (BWB I, 1126f.): „eine *Partie* Holzfäller war in der Regel vier Mann stark: zwei *Schneider*, ein *Aschter* und ein *Schepser*“.

Literarische Quellen

Nach den Sammlerbelegen folgen Beispiele aus der Literatur, bei *Back* (Abb. 3) etwa Stellen aus dem Heimatbuch *Mitterteich* und aus Paul Friedels „Die niederbayerische Kuchl“. Zum Schluss kommen gegebenenfalls Belege aus historischen Quellen seit Anfang der Überlieferung – denn die heutigen Dialekte sind die organische Fortsetzung des Alt- und Mittelhochdeutschen im Lande. Im Artikel *ärschling*, Bedeutung 1 „rückwärts“ etwa dokumentieren eine Wortglosse aus dem 11. Jahrhundert und eine Amberger Quelle aus dem 16. Jahrhundert (*Vnser Hauptman bestocket daselbs inn einem loch/ das man jhn erschling heraußziehen muoß*) aus der Zeitschrift „Die Oberpfalz“ die historische Tiefe.

Wear an Bachei nochigeht, kimmt zan Brindl – Redewendungen und Sprichwörter

Oft ist es gerade die Verwendung eines Wortes in Redensarten, Vergleichen und Sprichwörtern, welche typisch ist für den Dialekt und die Aufnahme in das Mundartwörterbuch rechtfertigt, so etwa bei Alltagswörtern wie *arm*, *Auge*, *Bauch* oder *Blume*. Feste Fügungen sind zum Beispiel *blaue, rote* oder *weiße Blume*, denn in manchen Mundarten sind damit nicht irgendwelche farbigen Blumen gemeint, sondern ganz bestimmte, etwa Kornblumen, Mohnblumen bzw. Margeriten; so bezeichnet man etwa in Kochel (Obb.) nach Angabe eines Sammlers mit *de blom Bleamlan* explizit die Leberblümchen (BWB II, 1378). Entsprechende Fälle von Redens-

arten findet man zum Beispiel im Artikel *arm* aus Oberköllnbach (Ndb.): *bei dene sans so arm, daß sogar d’Meis mit vawoante Augn aus da Speiskamma aussalaffan* (BWB I, 570). Beispiele für Sprichwörter geben etwa ein Sammler aus Waldsassen (Opf.) im Artikel *Bauch* (BWB I, 1352): *a Moa ohne Bauch is a halwada Krippel*, und einer aus Staudach (Obb.) im Artikel *Bach* (BWB I, 811): *Wear an Bachei nochigeht, kimmt zan Brindl* [zur Quelle] – „wer den Verlauf einer Sache zurückverfolgt, erkennt die Ursache“.

Neben der reinen Wortbedeutung berücksichtigen die Artikel auch sach- und volksculturelle Aspekte. Oft kann ein Bild eine lange Sacherklärung ersetzen: Welche Wasserfahrzeuge genau als *Plätte* bezeichnet werden, lässt sich durch typische Exemplare veranschaulichen (Abb. 4). Die Skizzen beruhen auf Vorgaben der Mundartsammler. Am Artikelschluss folgen einige eher fachlich-sprachwissenschaftlich gehaltene Abschnitte – zu Lautung und Formen sowie zur Wortherkunft – und Literaturverweise.

Das hier vorgestellte Maximalprogramm für einen Wortartikel kommt allerdings selten zur vollen Ausführung. Manchmal enthält die Sammlung nichts außer dem blanken Wort und einer Bedeutungsbeschreibung. Im Artikel *Bise* besteht der Wortartikel aus genau einem Wortbeleg und der Bedeutungsangabe des Einsenders: *Biesn* „Mädel, das viel bei Nacht ausgeht“ (abgeleitet von *bisen*, dem wilden Herumrennen des Viehs auf der Weide). Hier lässt die Redaktion den Sammler sprechen, da dies der einzige Beleg für das betreffende Wort ist. ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Anthony Rowley ist Chefredaktor des Bayerischen Wörterbuchs in der Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und apl. Professor für germanistische Sprachwissenschaft an der LMU München.

Bayerisches Wörterbuch

Projektträger: Kommission für Mundartforschung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Finanzierung: Land Bayern

Gründung: 1911

Laufzeit: bis 2060

Redaktion: 4 germanistische Dialektologen und eine Verwaltungskraft

Bisher erschienen: 17 Hefte (A–Boxhamer) (seit 1995)

Link: www.bwb.badw.de

Altenglisch

Augenwurz und Tagesauge

Das digitale Wörterbuch der altenglischen Pflanzennamen, das an den Universitäten München und Graz entsteht, gibt Einblicke in linguistische und semantische Strukturen der altenglischen botanischen Terminologie, die einzigartig in Vielfalt und Umfang ist.

VON ULRIKE KRISCHKE UND HANS SAUER

Der Anfang des Eintrags für *dæges ēage* (Neuenglisch *daisy*), „Gänseblümchen“ im Dictionary of Old English Plant Names (DOEPN), das unter <http://oldenglish-plantnames.uni-graz.at> zugänglich ist.



Das Wort *bēowyr* kann auf fünf unterschiedliche Pflanzen verweisen.



DIE VERWENDUNG von Pflanzen und ihren Bestandteilen zur Behandlung von Mensch und Tier ist wohl so alt wie die Menschheit selbst. Auch im Mittelpunkt früh- und spätmittelalterlicher Heilkunst standen neben tierischen und anorganischen Ingredienzien vor allem die Kräuter und das Wissen um ihre Zubereitung zu Tinkturen, Cremes und Pillen. Der St. Galler Klosterplan, die früheste Darstellung eines Klosterbezirkes im Mittelalter aus dem Kloster Reichenau (9. Jhd.), sieht als wesentlichen Bestandteil der Klosteranlage einen Kräutergarten vor. Auch die von Karl dem Großen (747/48–814) in Auftrag gegebene Landgüterverordnung „Capitulare de villis“ (795) enthält nicht nur die Beschreibung von knapp 100 Nutz-, Zier- und Heilpflanzen, sondern regt auch gezielt den Anbau von Rosen, Lilien, Rosmarin, Sonnenblumen u. a. an.

Mönche waren sowohl an der Tradierung des Heilwissens wie auch an der Weiterentwicklung und Anwendung medizinischer Heilkunst im mittelalterlichen Europa maßgeblich beteiligt. Die medizinischen und botanischen Texte der griechisch-römischen (nach-)klassischen Antike, so etwa Dioskorides' „Materia medica“, Plinius' des Älteren „Historia naturalis“ oder Galen von Pergamons „Methodi medendi“ wurden in den mittelalterlichen Klöstern rezipiert, in die Volkssprachen übersetzt und mit tradiertem Volkswissen versetzt und umgearbeitet. Hierbei bediente man sich einerseits des heimischen Pflanzennamenvokabulars, andererseits wurden jedoch mangels volkssprachlicher Namen häufig lateinische Namen in die Volkssprachen entlehnt oder zum Teil wörtlich mit heimischem Wortmaterial wiedergegeben (Lehnbildungen).

Einzigartig in Umfang und Vielfalt: das Pflanzennameninventar der Angelsachsen

Außergewöhnlich umfangreich ist das Pflanzennameninventar der Angelsachsen. Als ein wichtiger Zweig des Westgermanischen ist ihre Sprache, das Altenglische (ca. 450–1100), besonders eng mit dem Altfriesischen verwandt,





entstand es doch als Koiné (Ausgleichssprache) der germanischen Dialekte, die mit den Angeln, Sachsen, Jüten und Friesen im Zuge der Germanischen Eroberung im Jahr 449 n. Chr. in England Einzug hielten. Das mit rund 900 Termini umfangreichste Pflanzennamenlexikon des frühen europäischen Mittelalters zeichnet sich durch eine breite Vielfalt von ererbtem und fremdem Wortgut aus und dokumentiert eine breite Kenntnis von in Nordeuropa heimischen Pflanzen wie z. B. der Eiche, *āc*, oder des Gänseblümchens, *dæges ēage*. Die Namen exotischer Taxa, wie das auf das Altindische zurückgehende *pipor*, „Pfeffer“ oder das ursprünglich aus dem Arabischen kommende Lehnwort *aloe*, *alewe*, „Aloe“, verweisen auch auf die vielfältigen, weit reichenden Handelsbeziehungen der Völker im Mittelalter.

Die altenglischen Pflanzennamen sind in einer Vielzahl von Texten überliefert. Zum medizinisch-botanischen Textcorpus gehören die altenglischen Übersetzungen des lateinischen „Herbarium Pseudo-Apuleii“ und des „Peri Didaxeon“ sowie die altenglischen Kompilationen „Læcebōc“ und „Lācninga“. Diese Texte verbinden botanisches und medizinisches Wissen. Neben Wissen um die Morphologie der Pflanzen und deren bevorzugte Standort- und Wachstumsbedingungen werden hier Informationen über die Heilkraft oder die Toxizität sowie über die richtige Zubereitung der Heilmittel und deren Anwendung weitergegeben.

Altenglische Glossen und Glossare zu lateinischen Texten erweisen sich ebenfalls als wertvolle Quelle für Pflanzennamen. Während die botanischen Termini im frühesten überlieferten altenglischen Glossar, dem „Épinal-Erfurter Glossar“, über den gesamten Text verteilt sind, widmet sich z. B. das „Durhamer Pflanzennamenglossar“ explizit diesem spezifischen Teil des altenglischen Wortschatzes. Im enzyklopädischen Wörterbuch des angelsächsischen Gelehrten Ælfric von Eynsham stellen die *nomina herbarum*, „Pflanzennamen“ und die *nomina arborum*, „Baumnamen“ neben den Namen für Tiere, Gebäude usw. eigenständige Sachbereiche dar.

Wie verhalten sich volkssprachliche Pflanzennamen zur modernen Nomenklatur?

Im Gegensatz zur modernen botanischen Nomenklatur nach Carl von Linné („Species plantarum“, 1753) ist das Verhältnis von Pflanzennamen und Taxon sowie von Pflanzennamen und mittellateinischem Lemma in Volkstaxonomien nie eindeutig. In „Ælfrics Glossar“ beispielsweise stehen sich 97 altenglische Pflanzennamen und 165 mittellateinische Termini in insgesamt nur 149 Einträgen gegenüber. Fälle von Polysemie (ein Wort mit mehreren Bedeutungen) und von Synonymie (zwei oder mehr Wörter, die das Gleiche bezeichnen) sind häufig der soziolektalen Auffächerung der jeweiligen Sprachen geschuldet, jedoch muss in manchen Fällen auch mit von Schreibern verursachten Missverständnissen und Fehlern gerechnet werden. Bei *ēagwyr*, wörtl. „Augenwurz“, und *ægwyr*, wörtl. „Eierwurz“, beispielsweise handelt es sich vermutlich um zwei lautliche Varianten ein und desselben Pflanzennamens, gleichwohl der eine wegen seiner Heilwirkung bei Augenkrankheiten auf den Gemeinen Augentrost zu verweisen scheint, der andere wegen des dottergelben Blütenstandes auf den Löwenzahn.

Morphologisch und semantisch komplex ist rund die Hälfte der altenglischen Pflanzennamen. Besonders interessant sind Pflanzennamen, deren Form und Inhalt sich als Zusammenspiel von linguistischen und kulturhistorischen Zusammenhängen erklären lassen: So ist z. B. das Genitivkompositum *dæges ēage* „Gänseblümchen“ (wörtl. „Tagesauge“) vermutlich eine Übertragung von lat. *solis oculus* (wörtl. „Sonnenaug“) und verweist auf die Eigenschaft der Blume, die Blüte bei Tagesanbruch gleich einem menschlichen Auge zu öffnen, bei Nacht jedoch wieder zu schließen. ■

DIE AUTOREN

Ulrike Krischke ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für historische englische Sprachwissenschaft und mittelalterliche Literatur der LMU München. Ihre Dissertation über „The linguistic structure of Old English complex plant names“ schloss sie 2010 ab. Prof. em. Dr. Hans Sauer war bis September 2011 Inhaber des Lehrstuhls für historische englische Sprachwissenschaft und mittelalterliche Literatur an der LMU München. Er forscht seit 1992 zu den alt- und mittelenglischen Pflanzennamen. Beide arbeiten am Wörterbuch der altenglischen Pflanzennamen.

Dictionary of Old English Plant Names (DOEPN) Wörterbuch der altenglischen Pflanzennamen

Projekträger: LMU München, Universität Graz

Finanzierung: Österreichischer „Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung“ (2006–2011)

Arbeitsbeginn: 2005

Redaktion: 6 Projektmitarbeiter an den Universitäten München und Graz

Bearbeitungsstand: abgeschlossen: Digitalisierung, Materialsammlung, Identifizierung der Pflanzen; in Bearbeitung: linguistische Beschreibung (Etymologie, Wortbildung, Semantik)

Link: <http://oldenglish-plantnames.uni-graz.at>

Südfrankreich

Aus großer Vergangenheit: die Sprache der Troubadours

Seit 1996 entsteht unter der Ägide der Bayerischen Akademie der Wissenschaften das „Dictionnaire de l'occitan médiéval“ (DOM), ein Wörterbuch des Altokzitanischen, das die Bedeutung dieser mittelalterlichen romanischen Literatur- und Kultursprache dokumentiert.

VON WOLF-DIETER STEMPEL



Es ist noch nicht lange her, dass man, selbst innerhalb der Romanistik, einer weit zurückreichenden Tradition folgend vom „Provenzalischen“ sprach. Man meinte damit eine eigenständige romanische Sprache im Süden Frankreichs, die, dem Sprachbau nach dem Französischen des Nordens weiter entrückt als dem angrenzenden Katalanischen im Südosten, ihre große Zeit im Mittelalter hatte, während sie heute nur noch spärlich verbreitet ist.

Provenzalisch und Okzitanisch

Der Name war freilich missverständlich, weil darunter auch nur die regional begrenzte (links- und unterrhodanische) Sprachvarietät der Provence verstanden werden konnte, und so hat sich in den letzten Jahrzehnten die Bezeichnung „Okzitanisch“ durchgesetzt, die auf die Bejahungspartikel *oc* (aus lat. *hoc*) zurückgeht. Schon im 13. Jahrhundert erscheint in lateinischen Urkunden die Bezeichnung *lingua occitana* als Übersetzung des volkssprachlichen Ausdrucks *lengua d'oc*, und wohl hier anschließend hat dann Dante in diesem *oc* ein sprachtypologisches Charakteristikum gegenüber dem französischen *oil* (aus lat. *hoc ille [fecit]*) und dem spanischen *si* (aus lat. *sic*) gesehen.

Das kulturelle Gewicht der *lengua d'oc*

Dantes Interesse an der *lengua d'oc*, das in seinem Traktat „De vulgari eloquentia“ (Von der Beredsamkeit in der Volkssprache) zum Ausdruck kommt (I, VIII 6), war indes kein rein sprachwissenschaftliches, sondern galt in besonderem Maße der altokzitanischen Troubadourichtung, die ihn durch ihre schon früh hochentwickelte

Poetik faszinierte. Er nannte die Lyriker im Süden Frankreichs *antiquiores doctores*, die *in perfectiori dulciorique loquela* als Erste im *volgare*, der romanischen Volkssprache also, dichteten (I, x 3–4). Diese „Vollkommenheit in der Frühe“ war denn auch ein entscheidender Faktor für die europäische Wirkung der Troubadourlyrik, die den Anstoß zur Entfaltung einer volkssprachlichen Liebeslyrik in Italien, auf der Iberischen Halbinsel, in Nordfrankreich und Deutschland gab.

Aber auch im außerliterarischen Bereich hatte das Altokzitanische früher als jede andere romanische Sprache kulturelle Bedeutung erlangt. So wurde es bereits seit dem 11. Jahrhundert neben dem Lateinischen zur Abfassung von Urkunden verwendet. „Lo Codi“ (Mitte des 12. Jhd.), die älteste nicht in lateinischer Sprache verfasste Summa des römischen Rechts und für eine Praxis bestimmt, die im Gegensatz zum Gewohnheitsrecht des französischen Nordens auf geschriebenem Recht beruhte, wurde schon 1160 im Königreich Jerusalem und bis zum 15. Jahrhundert auch in Italien und Spanien benutzt. Es mag daher nicht verwundern, dass der erste Verfasser eines „Dictionnaire de la langue des troubadours“ (1836–1845), Raynouard, auf den (freilich irrigen) Gedanken kam, im Altokzitanischen eine vorrangige Zwischenstufe zwischen dem gesprochenen Latein und der Gesamtheit der übrigen romanischen Sprachen zu sehen. Dementsprechend gab er seinem Wörterbuch den Haupttitel „Lexique roman“.

Altokzitanische Lexikografie

Es gehört zu den Absonderlichkeiten der Fachgeschichte, dass dieses „Lexique roman“ bis heute das einzige selbständige Wörterbuch geblieben ist. Emil Levy hat es durch ein mehrbändiges „Provenzalisches Supplement-Wörterbuch“



Die altokzitanische Liederhandschrift I: Biografie des Troubadours Bernart de Ventadorn.



Die romanischen Sprachen in Europa.

(1894–1924) ergänzt, doch entstand trotz verschiedener Planungen aus der seither immens angestiegenen Fülle von altokzitanischen Texteditionen und lexikologischen Arbeiten kein umfassendes Lexikon. Erst Helmut Stimm begann im Rahmen eines DFG-Projekts, diesem empfindlichen Mangel abzuweichen. Unter seiner Leitung wurden erste umfangreiche Materialsammlungen angelegt, doch musste nach seinem frühen Tod im Jahr 1987 neu über den Fortgang der Arbeiten entschieden werden. Nachdem der Unterzeichnete das Projekt übernommen hatte, wurde 1996 unter der Ägide der Bayerischen Akademie der Wissenschaften mit der Veröffentlichung des „Dictionnaire de l’occitan médiéval“ (DOM) begonnen.

Zur Konzeption des DOM

Ziel des DOM ist es, den gesamten Wortschatz der altokzitanischen Schriftsprache auf der Grundlage edierter Texte darzustellen, unter der grundsätzlichen Voraussetzung, dass der Edition ein verwertbares Glossar beigegeben ist, das die Auffindung und Kontrolle der Belege gewährt. In den letzten Jahren ist als weitere Materialgrundlage eine elektronische Konkordanz der altokzitanischen Schriftsprache hinzugetreten (vorerst nur der Verslitteratur), die zum einen nur reine, d. h. nicht einem jeweiligen Stichwort zugeordnete Wortformen aufreht und zum anderen vor allem da, wo die Belege in die Hunderte und Tausende gehen, dazu zwingt, resignierend das besagte Konzept einer relativen Vollständigkeit zugunsten eines nicht immer befriedigenden Auswahlprinzips aufzugeben.

Auf Grund dieser Umstände, die angesichts der notorischen personellen Unterbesetzung des Vorhabens ins Gewicht fallen mussten, und im Blick auf das nahende Ende der Förderzeit (2020) galt es, das Konzept des Unternehmens zu verändern. Es sieht nun unter dem Gesichtspunkt einer „partiellen Vollständigkeit“ die Mischung von zwei operativen Verfahren vor: Das erste besteht in der Erstellung eines „Hintergrundgerüsts“ zu den jeweiligen Stichwörtern, mit dem deren „Grundversorgung“ mit den entsprechenden lexikografischen Vorinformationen geleistet wird. Im zweiten Fall wird dagegen bei ausgewählten Stichwörtern das bisherige Verfahren der Artikelredaktion fortgesetzt. Damit kann das Wörterbuch bis zum Ende der Förderzeit formal vollendet werden, und zugleich wird die Voraussetzung dafür geschaffen, dass Nachfolgeprojekte die Ergänzung und Vervollständigung der „Hintergrund“-Artikel ohne wesentliche Verzögerung in Angriff nehmen können.

Das DOM online

Das DOM ist von der ersten Veröffentlichungsphase an auf Datenbankbasis erarbeitet worden. So ist das unentbehrliche Supplément von 1997, das neben den mehr technischen Informationen vor allem die umfangreiche Gesamtbibliografie enthält, im Internet verfügbar und wird laufend aktualisiert. Außerdem sind dort die Textbelege eingestellt, da diese aus platzökonomischen Gründen in den gedruckten Faszikeln ausgespart wurden. Logische Folge der Neukonzeption wird nunmehr sein, dass das DOM nach dem Druck von sieben in einem Band zusammengefassten Faszikeln nur noch online veröffentlicht wird, was den Zugang erleichtert und dem Anschluss von ergänzenden Nachfolgeprojekten entgegenkommt. ■

DER AUTOR

Prof. Dr. Wolf-Dieter Stempel, Vorsitzender der Kommission für die Herausgabe eines altokzitanischen Wörterbuchs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, ist em. o. Professor für Romanische Philologie an der LMU München und ordentliches Mitglied der Akademie.

Dictionnaire de l’occitan médiéval (DOM) Altokzitanisches Wörterbuch

Projektträger: Kommission für die Herausgabe eines altokzitanischen Wörterbuchs der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Finanzierung: 1982–1995 Deutsche Forschungsgemeinschaft, seit 1996 Akademienprogramm von Bund und Ländern

Arbeitsbeginn: 1982

Laufzeit: bis 2020

Redaktion: 1,5 Stellen für wiss. Mitarbeiterinnen

Bisher erschienen: 6 Faszikel (A–AJOST) im Druck veröffentlicht, ferner Online-Publikation

Link: www.dom.badw.de

Ein Wörterbuch des Tibetischen

Die ersten lexikographischen Arbeiten zum Tibetischen begannen bereits Ende des 8. Jahrhunderts, etwa 150 Jahre nach Einführung der tibetischen Schrift, und zwar in Tibet selbst. In München entsteht heute das Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache.

VON JOHANNES SCHNEIDER UND PETRA MAURER



ALS SICH DER Buddhismus von Indien her ausbreitete, mussten die Gelehrten neue Begriffe prägen, damit religiöse Werke aus dem Sanskrit ins Tibetische übersetzt werden konnten. Diese Schriften wurden später in kanonischen Sammlungen, dem „Kanjur“ und „Tanjur“ (Worte des Buddha und zugehörige Kommentarliteratur), zusammengestellt und an verschiedenen Orten übersetzt, und zwar nicht nur in Tibet selbst, sondern auch in Nepal, Kaschmir, Ladakh und Zentralasien. Trotz der räumlichen Entfernung sind die Interpretationen erstaunlich übereinstimmend, da auf Anweisung des damaligen Herrschers frühzeitig verbindliche Normen geschaffen wurden, die bei der Übertragung von Begriffen aus dem Sanskrit zu beachten waren.

Anfänge der tibetischen Lexikographie

Die tibetische Lexikographie war von Anfang an eng mit dieser Übersetzungstätigkeit verbunden: Das erste Nachschlagewerk ist die „Mahāvvyutpatti“ aus dem 9. Jahrhundert, ein in Sanskrit und Tibetisch abgefasstes Synonymwörterbuch. Ihre Einträge umfassen einfache Wörter und Sätze, hauptsächlich aus der buddhistischen, aber auch der weltlichen Literatur und Kultur. Die Begriffe sind nach Sachgruppen geordnet. Sanskrit-Termini sind in tibetischer Schrift geschrieben, darunter steht die entsprechende Übersetzung in tibetischer Schrift und Sprache. Dieses Hilfsmittel damaliger Übersetzer, vor allem der Mönche, diente der terminologischen Fixierung für weitere Übertragungen aus dem Sanskrit. Bis heute ist es eine wichtige Quelle für die tibetische Lexikographie geblieben.

Europäische Einflüsse und Übersetzungen

Viele Jahrhunderte später bedingte die christliche Missionstätigkeit, vor allem ab dem 18. und

19. Jahrhundert, dass mehrsprachige Wörterbücher entstanden, nun zum ersten Mal in Verbindung mit Wiedergaben in europäische Sprachen. So wurde 1826 der so genannte „Diktionär von Serampore“ in Tibetisch-Englisch publiziert, den ein unbekannter Missionar, der in Ostt Tibet oder an der Grenze zu Bhutan gelebt hatte, zunächst in Tibetisch-Italienisch verfasst hatte. Das Werk weist einen reichhaltigen Wortschatz auf, ist jedoch nicht alphabetisch sortiert und aufgrund seiner hohen Fehlerzahl nur dann nützlich, wenn der Leser die tibetische Sprache beherrscht und die Fehler erkennen kann.

Etwa zur gleichen Zeit reiste der Ungar Alexander Csoma de Körös (1784–1842) auf der Suche nach der Urheimat seiner Muttersprache in den Himalaya, wo er viele Jahre verbrachte. Er verfasste schließlich ein tibetisch-englisches Wörterbuch und übersetzte als Erster die „Mahāvvyutpatti“ ins Englische.

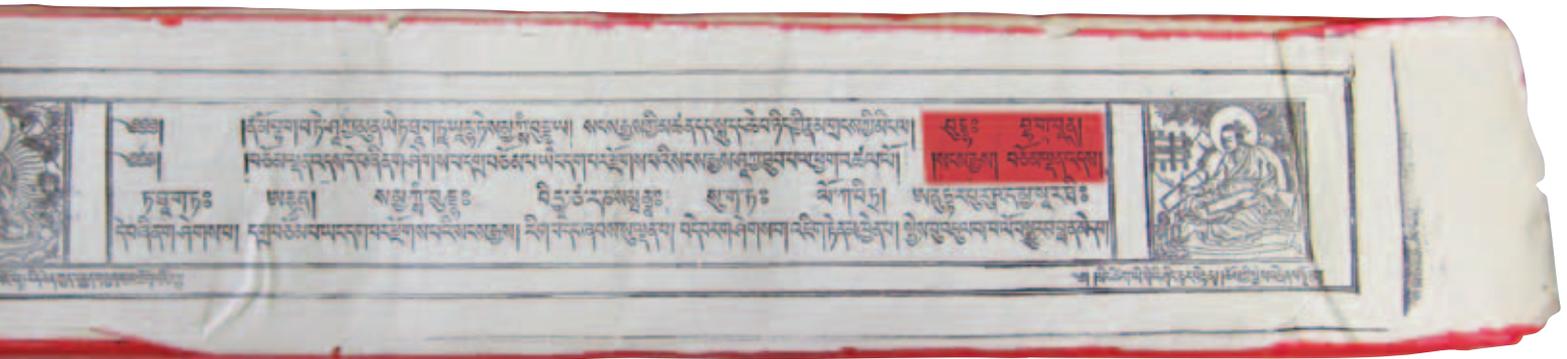
Am engsten mit der tibetischen Sprache bzw. ihrer lexikographischen Erfassung verbunden ist der Name des Herrnhuter Missionars Heinrich August Jäschke (1817–1883), dessen tibetisch-deutsches Handwörterbuch 1871 erschien. Die zehn Jahre später ins Englische übersetzte Fassung beeinflusste nachfolgende Wörterbücher, so vor allem das weitverbreitete Tibetan-English Dictionary von Sarat Chandra Das aus dem Jahre 1902.

Das Münchner Wörterbuchprojekt: Unterstützung durch Heinrich Harrer

Das 1949 veröffentlichte tibetisch-tibetische Lexikon des mongolischen Gelehrten dGe-bshes Chos-grags brachte Heinrich Harrer mit nach München, als er nach dem Zweiten Weltkrieg aus Tibet zurückkehrte. Er stellte es der Kommission für zentral- und ostasiatische Studien an der Bayerischen Akademie der Wissenschaften zur Verfügung, die damals begonnen hatte, ein

DIE AUTOREN

PD Dr. Johannes Schneider und PD Dr. Petra Maurer sind wissenschaftliche Mitarbeiter der Kommission für zentral- und ostasiatische Studien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, die das Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache herausgibt, und Privatdozenten an der LMU München für Tibetologie (Petra Maurer) und Indologie (Johannes Schneider).

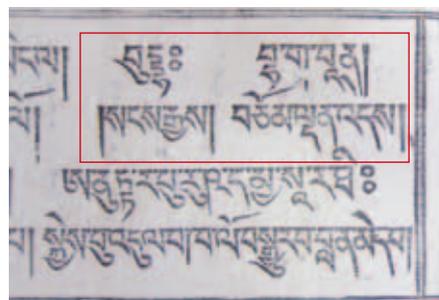


Anfang der „Mahāvīyutpatti“, des zweisprachigen Nachschlagewerks aus dem 8. Jhdt.; hier ein tibetischer Blockdruck aus dem 18. Jhdt. Farbig unterlegt sind die ersten beiden Einträge zu „Buddha, der Erhabene“ (obere Zeile Sanskrit, darunter Tibetisch):
 buddhaḥ bhagavān
 sangs rgyas bcom ldan 'das

tibetisch-deutsches Wörterbuch zu erstellen. Dieses ist als historisch aufgebautes Belegstellenwörterbuch konzipiert, das tibetische Textstellen mit deutscher Übersetzung präsentiert. Die Belege sind chronologisch angeordnet und nach ihren Bedeutungen unterteilt, um jeweils den historischen Wortwandel erkennen zu können. So ist z. B. der Terminus *dgon pa* mit „Einsamkeit, Wildnis, Einsiedelei und Kloster“ belegt. Die gesammelten Belege lassen erkennen, dass das Wort vor allem in der Übersetzungsliteratur für „Einsamkeit, Wildnis“ verwendet wird. Über die Bedeutung „Einsiedelei“ gelangt man zur heute weithin gebräuchlichen Deutung „Kloster“ – die Klöster lagen meist fernab von Siedlungen. Diese Bedeutung ist in autochthonen Texten ab dem 13. Jahrhundert belegt. Die ursprüngliche Bedeutung „Einsamkeit, Wildnis“ wurde im Laufe der Jahrhunderte so sehr verdrängt, dass der Terminus *dgon khag* heute die drei großen Klöster Sera, Drepung und Ganden bezeichnet.

Neue Erkenntnisse

Interessant wird die lexikographische Arbeit vor allem dann, wenn sich Abweichungen zu den üblichen Sprachbeschreibungen feststellen lassen: *ci zhig* wird weithin in den Grammatiken und Lehrbüchern als Indefinitpronomen deklariert. Die Belege unserer Sammlung zeigen aber, dass es zumeist kein Indefinit-, sondern ein Fragepronomen ist und vielfach *ci* ersetzt. In dieser Funktion wurde *ci zhig* bisher nicht beschrieben. Eine weitere Besonderheit lässt sich für die Verwendung des Suffixes *cing* (mit den Allomorphen *zhing* und *shing*) feststellen, das grammatischen Theorien zufolge nach Verbalstämmen steht und Konverben bildet. Anhand unserer Belegstellen lässt sich nachweisen, dass es auch zwischen Adjektiven als einfache Konjunktion „und“ stehen kann.



In das Münchner Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache fließen Belege aus Texten ein, die bisher lexikographisch kaum oder gar nicht erfasst sind, z. B. der Terminus *gar thag* aus der Behördensprache, der dort Amtsträger mittlerer Rangstufe der Lepcha-Verwaltung bezeichnet. Neben Urkunden sind hier alttibetische Texte – Inschriften und Manuskriptfunde aus Zentralasien –, Texte zur Divination und Geomantie oder Übersetzungen beispielsweise indischer Kunstdichtung zu erwähnen.

Da die heute gebräuchlichen linguistischen Handbücher und Lexika des Tibetischen nur in geringem Maße auf systematischen Textauswertungen basieren, trägt das Wörterbuch nicht nur zur Worterschließung, sondern auch zum Verständnis der Grammatik des Tibetischen maßgeblich bei. ■

Wörterbuch der tibetischen Schriftsprache

Projektträger: Kommission für zentral- und ostasiatische Studien der Bayerischen Akademie der Wissenschaften

Finanzierung: Akademienprogramm von Bund und Ländern (seit 1980)

Gründung: 1954

Redaktion: 2 wiss. Mitarbeiter

Bisher erschienen: 16 Lieferungen (2005–2011)

Portugal

Minderico – eine portugiesische Sondersprache

Wie entwickeln Menschen eigentlich ihren Wortschatz?

Die Dokumentation der Besonderheiten einer portugiesischen Dorfsprache, des „Minderico“, ermöglicht einen Blick hinter die Kulissen.

VON ILONA SCHULZE

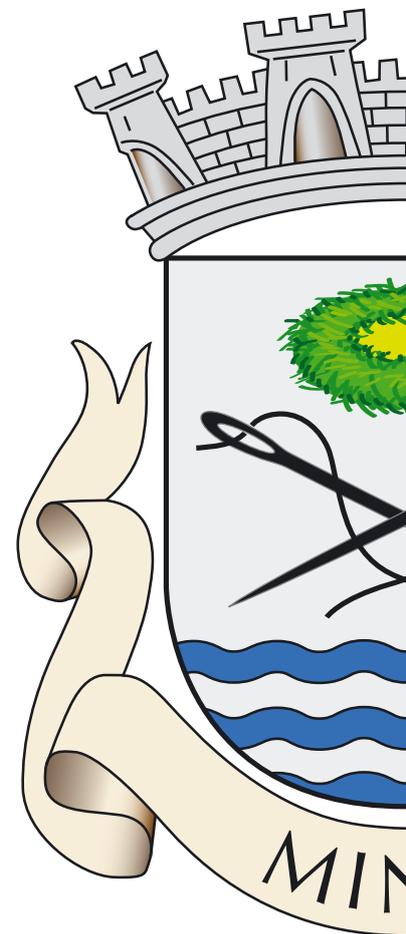
DAS MINDERICO entstand nach traditioneller, aber nicht gesicherter Sichtweise um die Wende vom 17. zum 18. Jahrhundert zunächst als Geheimsprache der Tuchhändler von Minde, einer Kleinstadt im portugiesischen Kreis Alcanena mit ca. 3.300 Einwohnern. Die Motivation zur „Entwicklung“ einer eigenen Sprache lag in der Absicht begründet, sich gegenüber der Konkurrenz abzugrenzen und so Wettbewerbsvorteile zu erringen. Anschließend dehnte sich das Gebiet, in dem die Sprache angewandt wird, aus bisher noch nicht erforschten Gründen aus: Minderico wurde zur Sprache des Ortes Minde sowie einiger Nachbarorte und bildet heute in seinem Wortschatz das geographische, soziale und ökonomische Alltagswissen seiner Sprecher ab. Trotz aller Revitalisierungsversuche beherrscht jedoch nur noch eine Minderheit vorwiegend älterer Bewohner des Ortes Minderico.

Der Wortschatz

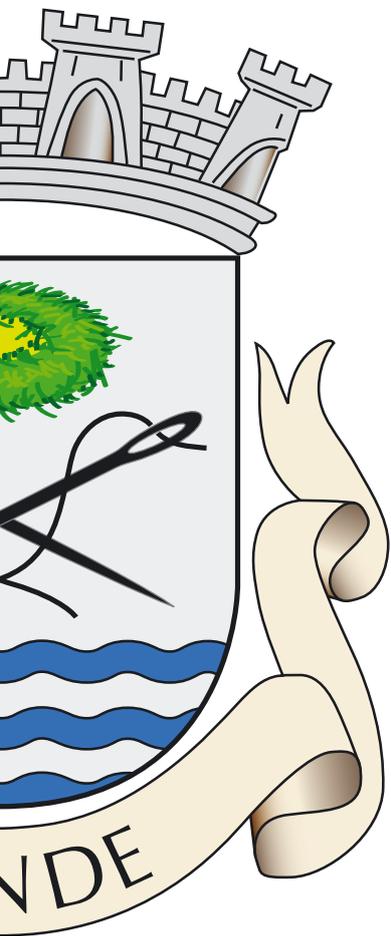
Die Grammatik des Minderico entspricht weitestgehend der des Portugiesischen, wohingegen der Wortschatz nach und nach durch Sonderprägungen ersetzt worden ist. Damit ist die Sprache für Portugiesisch-Sprecher heute nahezu unverständlich. Einen größeren Teil des Wortschatzes bilden semantische und z. T. formale Abwandlungen portugiesischer Lexeme, zum Beispiel pt./mind. *luminária* „Beleuchtung“ / „Stern“ oder pt. *cima*/mind. *cimba* „Spitze, höchster Punkt“.

Darüber hinaus gibt es einige typische Verfahren zur Wortneubildung, wobei stets eine enge Verbindung zur Lebenswelt der Bewohner des Ortes Minde maßgeblich war. Berufsbezeichnungen und Charaktereigenschaften werden im Minderico in der Regel mit Anthroponymen

oder mit Anthroponym-basierten Ausdrücken bezeichnet; (historische) lokale Protagonisten dienten quasi als Matrix. Vor allem im Bereich der „akademischen“ Berufe wie Arzt, Lehrer usw. kommt es dabei zu Mehrfachbezeichnungen, da der Begriff bei einem Amtswechsel entsprechend angepasst wurde. So ist der Arzt auf Minderico wahlweise *totta* (doutor Totta), *ignácio* (Ignácio Rodrigues Matias) oder *viegas* (doutor Viegas). Alles, was von außen nach Minde kam, wurde in seiner Bezeichnung häufig vom Herkunftsort abgeleitet. So heißt der Reis *venezo*, weil er aus Venedig bezogen wurde, und der Zucker ist *sal do Brasil* „Salz aus Brasilien“, der Herkunftsregion des ersten Zuckers, der nach Minde kam. Die Bezeichnung Salz nimmt zugleich Bezug auf die äußerliche Ähnlichkeit zwischen dem schon vorher bekannten Salz und dem jüngeren Zucker. Ortsnamen hingegen werden auf Grundlage von für diesen Ort als typisch erachteten Eigenschaften gebildet. Die Stadt Porto de Mós wird so zur *patria dos lagartos*, also „Heimat der Eidechsen“. Die areale Zentrierung des Sprecherbewusstseins zeigt sich in der Eigenbezeichnung von Minde als *ninhou* „Nest“, weshalb Minderico *Piaçã* heißt („was man im Nest ‚zwitschert‘“).



DIE AUTORIN
 Ilona Schulze studierte Kulturwissenschaften (B. A.) und Geschichte (M. A.) an der Fern-Universität in Hagen. Sie ist Mitinitiatorin zweier Projekte zur kulturlinguistischen Dokumentation von Sprache und Sprachgebrauch und arbeitet derzeit an der LMU München an ihrer Dissertation über die „linguistischen und sozialhistorischen Grundlagen der Emergenz des Lexikons des Minderico“.



Sortierungsprobleme

Derzeit arbeiten Vera Ferreira und Paulo Vicente (beide in Minde) sowie die Autorin dieses Beitrages daran, das bisher umfassendste Wörterbuch zum Minderico zu erstellen, welches auch Ergebnisse der Feldforschung von Vera Ferreira umfasst. Die ausgeprägte Tendenz des Minderico zur Verwendung von metaphorischen Beschreibungen sowie von Anthroponym- oder Toponym-basierten Ausdrücken gestaltet die alphabetische Einordnung der Lexeme häufig schwierig. Eine streng alphabetische Sortierung hätte zur Folge, dass inhaltsnahe Begriffe unter unterschiedlichen Buchstaben einsortiert würden. So wäre z. B. die Mispel = *amarela da ribeira* (wörtl.: „die Gelbe aus Ribeira“), unter „A“, die Mispelverkäuferin = *(a) ribeirense amarela* (wörtl.: „die gelbe Ribeira-Frau“) aber unter „R“ zu finden. Es stellt sich bei allen komplexen Ausdrücken im Minderico die Frage, welcher Teil des vollständigen Ausdrucks im jeweiligen Fall für einen Sprecher tatsächlich die Bedeutung des Lexems und damit auch die Suche im Wörterbuch bestimmt.

Alternativer Ansatz

Ausgehend von der Frage nach dem Bedeutungsschwerpunkt in den komplexeren Lexemen des Minderico und der Relevanz von Alltags- bzw. Umweltwissen für die Ausgestaltung des Wortschatzes plant die Autorin im Rahmen ihres Dissertationsprojektes eine Anreicherung der Wörterbuchdaten, die darauf abzielt, die Quell- und Zieldomänen des Wortschatzes sowie die damit verbundenen Bedeutungsverschiebungen zu bestimmen und in ihren historischen Prozessen zu kontextualisieren. Das Verb *labregar* steht z. B. für „lautes Geschwätz“. Die Bildung dieses Verbs geht zurück auf pt. *labrego* „bäuerlich; Bauertölpel“. Die Bezeichnung eines bestimmten Konversationstyp hat jedoch mit Bauern als solchen wenig zu tun, vielmehr damit, wie die nur schwach agrarisch geprägten Sprecher des Minderico diese Personengruppe wahrnahmen. So konnte der Begriff in seiner neuen Bedeutung in eine allgemeinere soziale Domäne wandern.

Hauptziel der Neusortierung der Daten ist die Feststellung von Kernlexemen komplexer Bildungen, die Klassifikation nach Quell- und Zieldomänen semantischen Wandels und der entsprechenden Prozesse, letztendlich also eine „Kartierung“ der Beziehungen zwischen den „Geber“- und „Nehmerdomänen“, um den Wortschatz des Minderico in seinem soziokulturellen und ökonomischen Kontext zu präsentieren und das historische Umfeld seiner Entstehung und Ausweitung zu dokumentieren. ■

Das Wappen der Gemeinde Minde (Junta de Freguesia Minde) zeigt die zentralen Aspekte ihrer Geschichte: Nadel und Faden für die Textilindustrie, blau-weiße Streifen für das typische lokale Webmuster, ein Nest als Hinweis auf die Eigenbezeichnung *ninhou*. Dessen goldene Ausstattung steht für den mittlerweile vergangenen Reichtum des Ortes.



Straßenansicht von Minde.

Elektronische Wörterbücher

Vom Buch ins Web

Der Medienwandel bringt uns vom Buch ins Web, vom Zettelkasten zum elektronischen Suchindex. Wenn nicht gerade der Strom ausfällt oder der Internetprovider Probleme macht, haben digitale Wörterbücher große Vorteile. Schritt für Schritt gehen derzeit auch die wissenschaftlichen Wörterbücher der Bayerischen Akademie der Wissenschaften „ins Netz“.

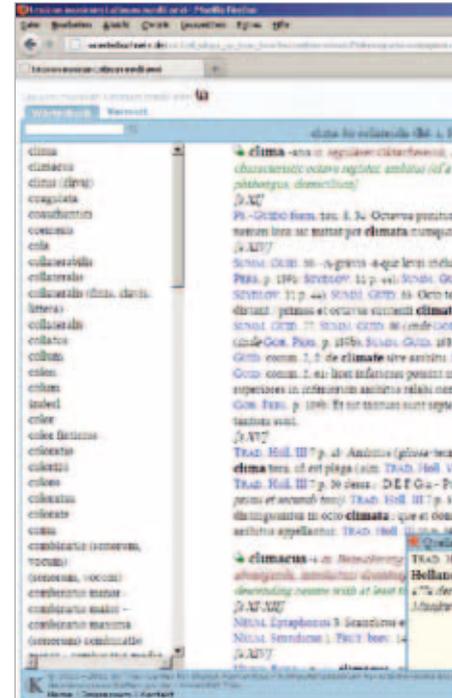
VON ALEXANDRA GOBRECHT

Jedermann kann überall auf der Welt Webseiten aufrufen und nutzen, wenn er im Besitz eines internetfähigen elektronischen Geräts und einer Netzverbindung ist. Man findet schneller Antworten auf seine Fragen und schätzt die umfangreichen Suchmöglichkeiten, die ein Buch nicht bieten kann, zum Beispiel die Suche in verschiedenen Feldern wie Wörterbuchtext oder Stichwort. Man bekommt oft schon beim Eingeben eines Begriffs mögliche Ergänzungen angezeigt und kann seine Recherche mit Operatoren oder Platzhaltern wie einem Asterisk erweitern. Den Suchbegriff sieht man in den Volltexten farbig hervorgehoben, große Treffermengen kann man nach verschiedenen Kriterien filtern oder sortieren. Von einem Wörterbuchartikel aus führen Links mit einem Klick zu zusätzlichen Informationen wie Angaben aus dem Quellenverzeichnis, weiteren im Text erwähnten Wörtern mit eigenem Eintrag oder anderen Webangeboten, die ebenfalls Informationen zum selben Stichwort enthalten. Umfassender kann eine Recherche in Nachschlagewerken nicht sein.

Ist ein Wörterbuch nun zuerst in Buchform erschienen, so kann es mit verschiedenen Verfahren retrodigitalisiert werden: entweder durch Einscannen der Seiten und anschließende optische Zeichenerkennung, die einen so genannten Volltext generiert, oder durch Abschreiben der Druckseiten, wobei mehrere Datentypisten denselben Text erfassen. Die Genauigkeit lässt sich in beiden Fällen mit Computerprogrammen verbessern, die die Textfassungen abgleichen. Es gibt heute aber auch genuin digitale Wörterbücher, und ihre Zahl steigt stetig an.

DIE AUTORIN

Die Computerlinguistin Alexandra Gobrecht ist seit Sommer 2011 Ansprechpartnerin für alle Fragen der Retrodigitalisierung, digitalen Publikation und Langzeitarchivierung in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

**TEI, ein Standard der Datenbeschreibung für Geistes- und Sozialwissenschaften**

Ob Texte nun retrodigitalisiert werden oder von Beginn an digital entstehen, ein Standard der Datenbeschreibung etabliert sich: TEI, ein von der „Text Encoding Initiative“ entwickelter XML-Dialekt für die Auszeichnung von Textdokumenten der Geistes- und Sozialwissenschaften. Mit diesem Dokumentenformat können inhaltliche, strukturelle und konzeptuelle Eigenschaften, aber auch Informationen über das Layout direkt im Volltext markiert werden. TEI wird von einem nicht gewinnorientierten Konsortium publiziert, das sich aus Vertretern von Universitäten, Bibliotheken, akademischen Projekten und anderen Forschungseinrichtungen zusammensetzt.

Einträge in Nachschlagewerken sind relativ komprimiert: Sie enthalten sehr viele implizite Informationen auf mehreren Ebenen. Einem geübten Wörterbuchnutzer erschließen sie sich vielleicht auf den ersten Blick, für die maschinelle Verarbeitung von Texten ist es jedoch notwendig, solche Informationen explizit zu machen. Das geschieht in XML durch Markierung des Volltextes mit Auszeichnungen in spitzen Klammern, so genannten Tags. TEI besteht aus einem Kern für allgemeine Auszeichnungen und Modulen für spezielle Textgattungen wie Wörterbücher. TEI ist ein offenes, freies Format, das sich maschinell weiterverarbeiten lässt, zum Beispiel durch

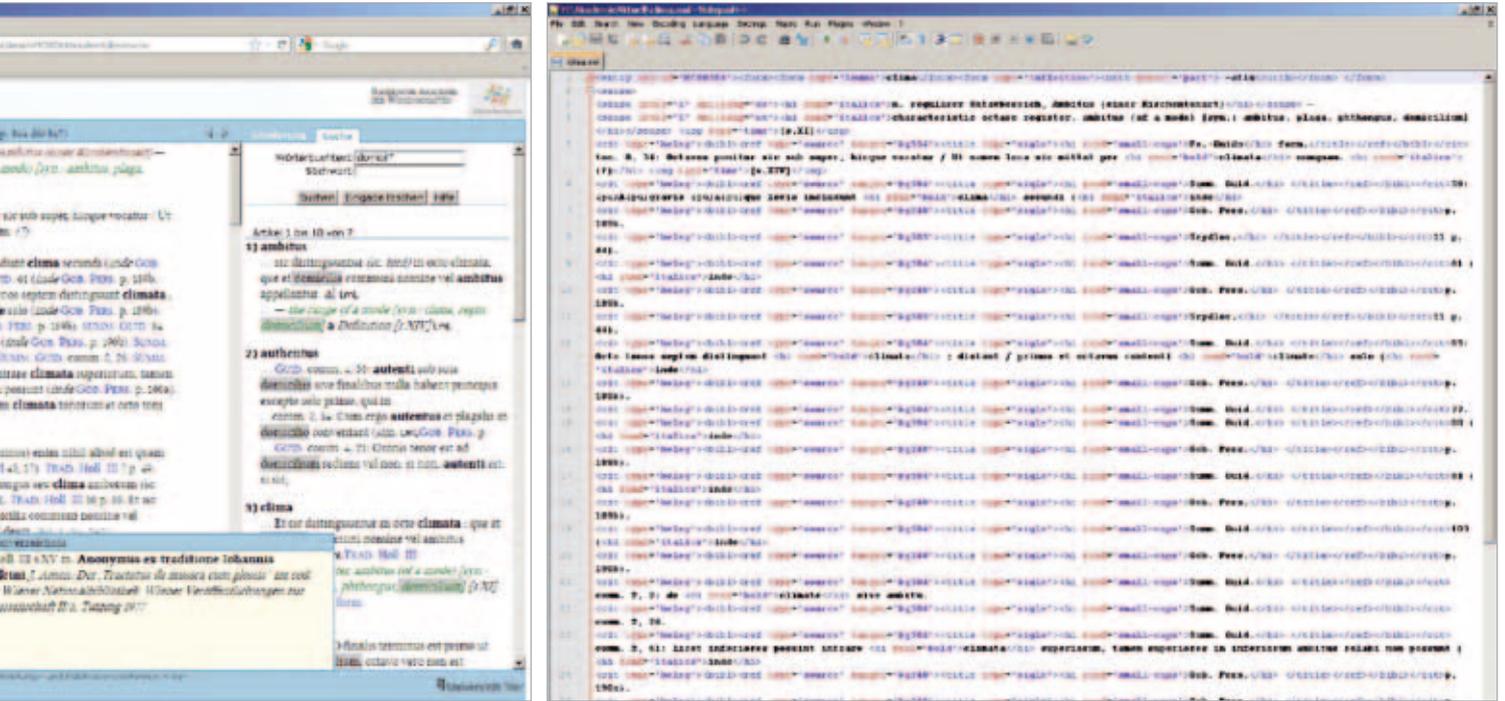


Abb. 1: Die Buchstaben A bis D des *Lexicon musicum Latinum* sind bereits im Wörterbuchnetz unter <http://woerterbuchnetz.de/LmL> nachzuschlagen, dahinter liegt, für den Nutzer nicht sichtbar, eine kodierte TEI-Datei.

Transformation in PDF- oder (X)HTML-Dokumente. Allerdings sind Auszeichnungssprachen wie TEI relativ „gesprächig“: Sie benötigen vergleichsweise viel Speicherplatz und effiziente Verarbeitungsmethoden.

Je besser Volltexte strukturiert und ausgezeichnet sind, desto hochwertiger sind die Suchindizes, die aus ihnen maschinell erzeugt werden können. Ein Index ist eine elektronische Speicherstruktur, die häufig in Form einer invertierten Liste implementiert wird. In der Liste ist für jedes Wort notiert, in welchen Wörterbucheinträgen es an welcher Position auftritt. Bei der Indizierung werden Begriffe auf ihre Grund- bzw. Stammform reduziert und Stoppwörter wie etwa Konjunktionen getilgt.

Digitalisierung von Wörterbüchern an der Akademie

Der Medienwandel hält auch in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften Einzug: Fachkräfte werden eingestellt, dauerhafte Strukturen und Konzepte für die Digitalisierung erarbeitet, Projekte mit Kooperationspartnern in Angriff genommen. Das *Lexicon musicum Latinum medii aevi*, ein Wörterbuch der lateinischen musikalischen

Fachsprache des Mittelalters, war weltweit eines der ersten Wörterbuchunternehmen, das von Beginn an konsequent die elektronische Datenverarbeitung für die Erfassung der Quellentexte und die Publikation nutzte. Die Auszeichnung mit TEI, die das Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften an der Universität Trier durchführte, war daher relativ leicht möglich. Die ersten Faszikel (Buchstabe A–D) stehen im Rahmen des Wörterbuchnetzes bereits online zur Verfügung unter <http://woerterbuchnetz.de/LmL> (Abb. 1).

Das Kompetenzzentrum hat auch die ersten im Bleisatzverfahren gedruckten Lieferungen des Mittellateinischen Wörterbuchs (s. S. 40–42) durch Abschreiben retrodigitalisiert. Außerdem wurden in Zusammenarbeit mit der Bayerischen Staatsbibliothek (BSB) die Daten des Repertoriums Geschichtsquellen des deutschen Mittelalters mit TEI ausgezeichnet und jüngst im Netz publiziert unter www.geschichtsquellen.de. Weitere Projekte mit der BSB sind in Planung.

Medien wandeln sich. Aber Medien sind lediglich Vermittler von Inhalten, die nur menschliche Experten erarbeiten können. Elektronische Werkzeuge und Medien zu schaffen, die bei der wissenschaftlichen Arbeit helfen, das ist das Ziel der Digitalisierungsgruppe in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Zettelwirtschaft im Zeitalter des Internet

Vom Blättern in dicken Folianten zur digitalen Suchmaske:

Was ist der Platz des klassischen Wörterbuches in einer Wissenslandschaft, die immer stärker von elektronischen Medien geprägt wird? Das Wörterbuch wird nicht verschwinden. Aber es wird ganz anders aussehen.

VON MICHAEL CYSOUW

Über Jahrhunderte hatte sich an der grundlegenden Erscheinungsweise eines Wörterbuches nicht viel verändert – gedruckt und gebunden, mehr oder weniger dick, meist alphabetisch aufgebaut. Aber heute finden sich immer mehr Wörterbücher online im Internet. Und es sieht danach aus, dass wir in einigen Jahrzehnten vom alten Wörterbuch nicht mehr viel wiedererkennen werden – stattdessen: Bildschirm, Suchmaske, Ergebnis. Doch die grundlegende Funktion eines Wörterbuches wird sich nicht ändern, und auch die traditionelle Methodik, wie man ein Wörterbuch erstellt, wird bestehen bleiben. In einem abstrakten Sinne wird alles beim Alten bleiben, aber in der Praxis wird vieles anders aussehen und anders funktionieren.

Was bleibt: Edition, Zettel, Artikel

Auch in Zukunft wird es stets ein großes Bedürfnis nach Wörterbüchern geben. Schon jetzt wimmelt es nur so von Übersetzungsdiensten online. Aber auch einsprachige Wörterbücher (also Wörterbücher, die Wörter in derselben Sprache erläutern, wie der Duden oder das Oxford English Dictionary) sind im Internet reichlich vertreten. Für den Benutzer ist diese digitale Entwicklung ein Segen, weil Suchmasken letztendlich doch viel effizienter sind als das Blättern in dicken Folianten.

Also wird man auch in Zukunft Wörterbücher erstellen, und auch der Herstellungsprozess wird sich im Grundsatz nicht ändern. Die „Dreifaltigkeit“ der Wörterbucherstellung – Edition, Zettel, Artikel – ist eine bewährte Methode: Um ein Wörterbuch zu erstellen, braucht es zunächst konkrete Sprachdaten. In der Praxis ist das meist eine Sammlung geschriebener Texte. Diese Texte müssen auf ihre Authentizität überprüft und in einheitlicher Form zur Verfügung gestellt

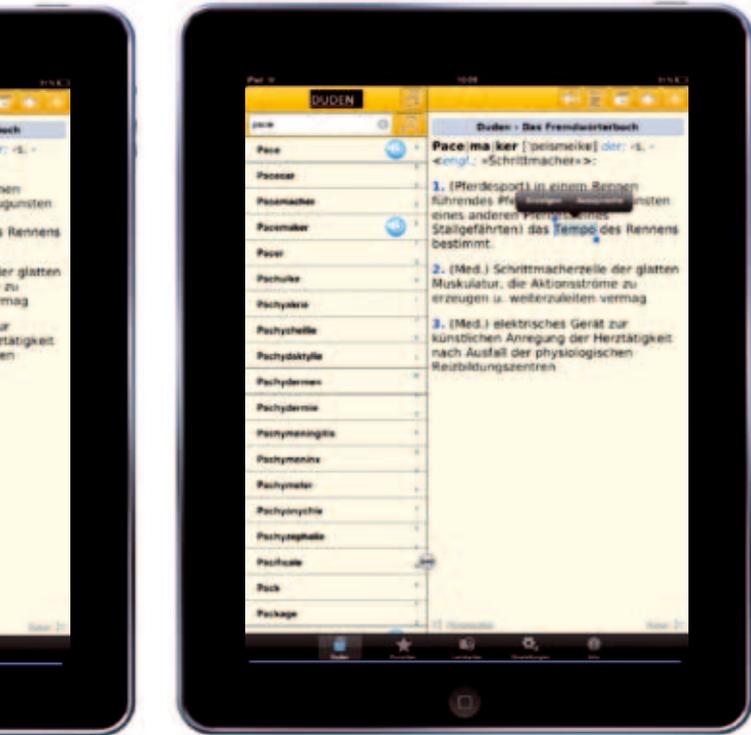
werden. Dem dient die Edition. So steht dann ein Textkorpus zur Verfügung, aus dem Beispiele einzelner Wörter „verzettelt“, also auf traditionellen Karteikarten zusammengetragen und kommentiert werden. Auf Basis einer Reihe solcher Zettel verfasst dann der Lexikograph einen Wörterbuchartikel, in dem er die nötigen Informationen zu diesem Wort zusammenträgt.

Was kommt: PURLs, RDF und Blogs

Der Dreiklang von Basistext („Edition“), Annotation („Zettel“) und Auswertung („Artikel“) ist ein Fundament geisteswissenschaftlicher Forschung. In einer elektronischen „immer-online“-Umgebung wird dieser Dreiklang nun durch PURLs, RDF und Blogs ersetzt.

Ein PURL („Persistent Universal Resource Locator“, also ein permanenter einheitlicher Quellenverweis) ist nichts anderes als eine Online-Adresse, die so aufgebaut ist, dass sie langlebiger ist als die einer Durchschnittswebseite. Solange man es schafft, Texte langlebig zu speichern und mit einem PURL zu versehen, ist das Problem der Edition technisch erledigt (obwohl die Aufbereitung von alten Texten natürlich weiterhin arbeitsintensiv ist). Mit einer stabilen Adresse ist nämlich ein Fundament gebaut, worauf mittels Hyperlinks sicher verwiesen werden kann.





sind kein Argument mehr für die Bewertung der Wirtschaftlichkeit. Dennoch: An den Kosten für das Erstellen eines Wörterbuchs wird sich nicht viel ändern. Die eigentlichen Kosten liegen nicht in der Publikation, sondern in der Wörterbucharbeit. Wer also erwartet, dass Online-Wörterbücher kostenlos entstehen und wachsen, weil ja alles nichts kosten darf im Netz, täuscht sich gründlich. Es muss ein nachhaltiges Geschäftsmodell für Online-Wörterbücher entwickelt werden, das eine klare Trennung zwischen den strukturierten Daten (dem Inhalt) und den Diensten für die Benutzer (der Präsentation) vollzieht. Das klassische gedruckte Wörterbuch vereint beide Aspekte, aber dieses Modell ist nicht mehr haltbar. Forschungsförderung zur Erstellung von Wörterbüchern muss sich auf den Inhalt beschränken; die Rohdaten müssen dann komplett frei zur Verfügung stehen. Verlage

DER AUTOR

Dr. Michael Cysouw leitet die Arbeitsgruppe „Quantitativer Sprachvergleich“ an der LMU München. Die Arbeitsgruppe digitalisiert Wörterbücher zur algorithmischen Nutzung der Daten.

Das RDF („Resource Description Framework“, also ein System zur Beschreibung von Ressourcen) ist eine Weiterentwicklung des Hyperlinks, mit dem nicht mehr nur verwiesen, sondern zugleich auch angegeben wird, um was für eine Art von Verweis es sich handelt. Die Kombination von PURL und RDF ermöglicht im Prinzip die Konstruktion einer Online-Datenbank, in der Informationen vernetzt werden und angegeben wird, was jede einzelne Verlinkung bedeutet.

oder auch andere Dienstleister können sich diese Daten anschließend nehmen und damit für verschiedene Interessen angepasste Informationsportale aufbauen. So wird eine Konkurrenz von Dienstleistern entstehen – derselbe Inhalt in verschiedenen Darstellungsformen. Es sind spannende Zeiten für Wörterbücher. ■

Blogs schließlich sind inzwischen alltagsbekannt für alles, was schnell und kurzfristig im Internet ist. Aber eigentlich sind Blogs nichts anderes als kleine Artikel, sozusagen „Mikropublikationen“, die eine Vielzahl von Informationsarten zusammenführen können (Texte, Bilder, Verweise, Tabellen usw.). Ein Wörterbuchartikel ist genau das: eine Veröffentlichung, die zu klein ist, um alleine zu stehen, und nur im Gesamtbild des Wörterbuchs ihren wirklichen Wert entfaltet. Ein „Blog“-Modell erlaubt auch automatisch eine partielle und inkrementelle, d. h. schrittweise Publikation. So wird der einzelne Artikel bereits im Moment seiner Fertigstellung zur Verfügung gestellt, und das Wörterbuch kann nach und nach wachsen.

Ein neues, nachhaltiges Geschäftsmodell

Publizieren – im wörtlichen Sinne von „dem Publikum zur Verfügung stellen“ – ist in der elektronischen Welt grundlegend billiger geworden. Auflagenhöhe und Stückpreis gedruckter Bücher



Neue Möglichkeiten des 21. Jahrhunderts: Wörterbücher auf Smartphones und Tablet-Computern.

Recht einer fernen Christenheit

Die Christenheit des Nahen Ostens ist bei uns weitgehend unbekannt. Erst in der letzten Zeit ist sie durch die Christenverfolgungen im Irak und in Ägypten in das Bewusstsein der Öffentlichkeit getreten. Diese Unkenntnis ist umso erstaunlicher, als die Wiege des Christentums im Morgenland liegt und ein guter Teil unserer abendländischen Kultur darauf beruht.

VON HUBERT KAUFHOLD

DIE KIRCHEN IM NAHEN OSTEN stehen in einer langen Tradition, die in die Zeit vor dem Islam zurückreicht. Sie haben mit bewundernswerter Standhaftigkeit alle Anfeindungen überstanden. Erst seit etwa 100 Jahren wandern viele ihrer Mitglieder in andere Erdteile aus, daher ist die Zahl der Christen im Orient rückläufig.

Syrische Handschrift des Syrisch-orthodoxen Patriarchats in Damaskus aus dem Jahre 1204 mit Rechtstexten.

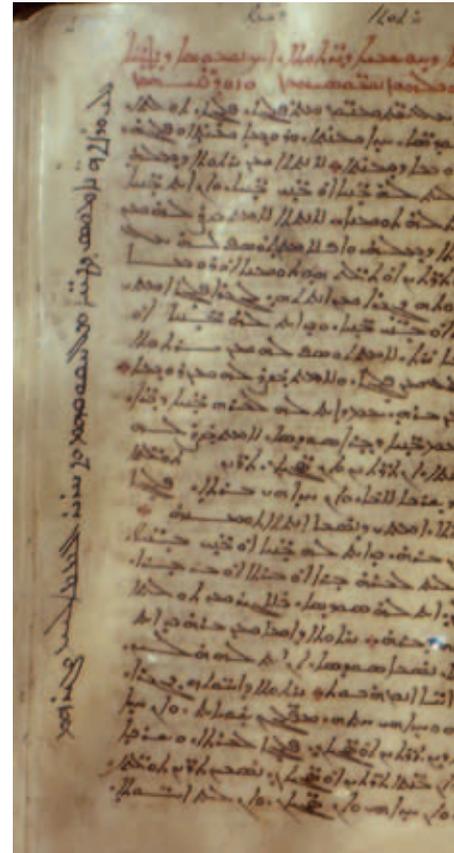
Christen im Nahen Osten

Im Nahen Osten gibt es eine Vielzahl eigenständiger Kirchen. Dies beruht zum einen auf geographischen Gründen, weil sich die Christenheit vom 3. bis 5. Jahrhundert in die Patriarchate von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem (neben Rom und Konstantinopel) gliederte sowie in die außerhalb des Römischen Reiches liegenden Gebiete Persien, Armenien, Georgien und Äthiopien. Zum anderen führten theologische, nämlich christologische Meinungsverschiedenheiten dazu, dass neben den Kirchen byzantinischer Tradition auf demselben Gebiet solche monophysitische Richtungen entstanden (Westsyrier, Kopten, Armenier), ferner die ursprünglich monotheletischen Maroniten und die nestorianischen Ostsyrier. Vermehrt wurde die Zahl noch durch Unionen mit der lateinischen Kirche, wobei die Abspaltungen sich zu eigenen Kirchen entwickelten. Die theologischen Meinungsverschiedenheiten haben in den letzten Jahren aber stark an Gewicht verloren.

Hohe Anforderungen: die Wissenschaft vom Christlichen Orient

All diese Kirchen verfügen über Schrifttum in ihren Literatursprachen, vor allem dem Syrischen, Koptischen, Äthiopischen, Armenischen und

Georgischen, seit der Ausbreitung des Islams auch dem Arabischen. Viele Werke wurden aus dem Griechischen – der wichtigsten Sprache der Theologie im ersten christlichen Jahrtausend – übersetzt, darunter solche, die heute auf Griechisch nicht mehr erhalten sind. Außerdem gibt es eine reiche theologische und weltliche Originalliteratur. Vieles ist bisher nur handschriftlich überliefert und nicht hinreichend erschlossen. Die Beschäftigung mit orientalischen Sprachen und Literaturen in Europa reicht zwar Jahrhunderte zurück, doch widmeten sich Theologen und Philologen ihnen lange nur nebenbei. Ihr Studium setzt nicht nur die Kenntnis verschiedener orientalischer Sprachen voraus, es müssen auch die Nachbarwissenschaften (wie Semitistik, Judaistik, Ägyptologie, Byzantinistik, Iranistik, Islamkunde) berücksichtigt werden. Da die Anforderungen also hoch sind, war die Wissenschaft vom Christlichen Orient nie ein Massenfach. Mitte des 20. Jahrhunderts entstanden in Deutschland einige Professuren, die aber in den letzten Jahren bis auf eine wieder eingezogen wurden – leider auch an der Universität München. Damit droht eine gerade begonnene Tradition wieder abzubrechen, die sich nur schwer wiederbeleben lässt. Es bestünde aller Anlass, neben der Judaistik und der Islamkunde





auch die Wissenschaft zu fördern, die sich mit den Christen als dritter religiöser Gruppe im Orient befasst.

Rechtsgeschichte des Christlichen Orients

Die christlich-orientalischen Literaturen schließen auch zahlreiche Rechtswerke ein. Grundlage des Kirchenrechts sind überall die Kanones der frühen ökumenischen Konzilien (Nizäa, Konstantinopel, Ephesus und Chalzedon) sowie einiger Lokalsynoden. Ebenfalls aus dem Griechischen übernommen sind mehrere den Aposteln zugeschriebene Kirchenordnungen wie die „Didaskalie der Apostel“, der alexandrinische „Synodos“, die „Apostolischen Konstitutionen“ und der „Octateuchus Clementinus“; der Erforschung solcher Texte in syrischer und arabischer Version widmen sich derzeit zwei Forschungsvorhaben an der Universität Eichstätt. Neben dieser Übersetzungsliteratur gibt es viele Originalquellen, so Synodalentscheidungen, Werke einzelner Schriftsteller und Sammelwerke. Inhaltlich berührt sich das Kirchenrecht der orientalischen Kirchen am ehesten mit dem der byzantinischen Kirchen.

Die neue Gesetzgebung der katholischen Kirche für die unierten Ostkirchen, der 1991 in Kraft getretene „Codex Canonum Ecclesiarum Orientalium“, lehnt sich stark an den lateinischen „Codex Iuris Canonici“ an und berücksichtigt nur die byzantinische Rechtstradition.

Dass wir in der Überlieferung viele zivilrechtliche Texte vorfinden, liegt daran, dass die Bischöfe in weltlichen Dingen Gerichtsbarkeit ausüben konnten, sowohl im byzantinischen Reich (*episcopalis audientia*) wie auch in gewissem Umfang unter islamischer Herrschaft.

Bei den orientalischen Christen haben sich zwei Rechtsquellen erhalten, die für das nachklassische römische Recht bedeutsam sind, deren griechisch verfasste Originale aber verloren gingen. Die umfangreichere ist das „Syrisch-römische Rechtsbuch“, das der Wissenschaft durch eine Ausgabe von 1880 bekannt wurde. Es wurde von den Historikern des römischen Rechts stark beachtet, enthält Interpretationen

römischer Kaisergesetze des 5. Jahrhunderts und ist in mehreren syrischen Versionen sowie in Weiterübersetzungen ins Arabische, Armenische und Georgische überliefert. Die zweite, 1968 erstmals veröffentlichte römisch-rechtliche Quelle, die „Sententiae Syriacae“, enthält Zivilrecht des 3. Jahrhunderts und ist in syrischer und armenischer Übersetzung erhalten. Die in Persien lebenden Ostsyrer besitzen Rechtsquellen auf der Grundlage sassanidischen Rechts. Auch das islamische Recht hat einige christliche Rechtsquellen beeinflusst.

Es kommt vor, dass deutsche Gerichte christlich-orientalisches Recht anwenden müssen, wenn das Internationale Privatrecht auf das Recht anderer Staaten verweist und dieses – wie in mehreren orientalischen Ländern – auf das religiöse Recht weiterverweist. Allerdings gibt es so gut wie keine Fachleute für dieses Gebiet. Was oben über die Wissenschaft vom Christlichen Orient gesagt wurde, gilt verstärkt für die Rechtsgeschichte des Christlichen Orients. Zwar wurde in den letzten 100 Jahren eine Reihe christlich-orientalischer Quellen herausgegeben und übersetzt, die inhaltliche Auswertung steht aber noch am Anfang. Hier bietet sich also ein reiches Betätigungsfeld!

DER AUTOR

Prof. Dr. phil. Dr. jur. Hubert Kaufhold, Richter a. D., ist Honorarprofessor für Antike Rechtsgeschichte, insbesondere das Recht des Christlichen Orients, an der LMU München. Für sein wissenschaftliches Lebenswerk zum römischen Recht und zum Recht des Christlichen Orients erhielt er am 3. Dezember 2011 den Akademiestipendium der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Paul J. A. von Feuerbach – Begründer der Strafrechtswissenschaft

Paul Johann Anselm von Feuerbach war u. a. Schöpfer des Bayerischen Strafgesetzbuchs von 1813. Sein Lehrbuch führte über 14 Auflagen hinweg Generationen von Juristen des 19. Jahrhunderts in das Strafrecht ein. Feuerbachs meistgepriesenes Verdienst ist aber das Ansehen, das er dem Prinzip der Gesetzlichkeit der Straftaten und Strafen verschaffen konnte. Die lateinische Formel „*nullum crimen, nulla poena sine lege*“, die die Legitimität der Strafe an das Erfordernis eines geschriebenen Gesetzes bindet, hat er geprägt.

VON LUIS GRECO



Zeichnung des Rechtsgelehrten Paul Johann Anselm von Feuerbach.

PAUL J. A. VON FEUERBACH (1775–1833), der Vater des Philosophen Ludwig Feuerbach und Großvater des Malers Anselm Feuerbach, stand unter dem Einfluss der Philosophie Kants und reflektierte über das Strafrecht aus einem ganz konkreten, praktischen Anlass: Ende des 18. Jahrhunderts galten in Deutschland überwiegend Strafgesetze des späten Mittelalters – darunter etwa die auf Kaiser Karl V. zurückgehende „*Constitutio Criminalis Carolina*“ (1532) und in Bayern der voraufklärerische „*Codex Iuris Bavarici Criminalis*“ (1751). Diese Gesetze waren unsystematisch und sahen z. T. grausame Strafen vor, weshalb die Gerichte über mehrere Jahrhunderte lernten, sie nicht beim Worte zu nehmen. So schrieb der Kriminalist Hommel 1766, dass „ein Richter mit gutem Gewissen abgeschmackte Gesetze zu umschiffen bemüht sein kann, und die Hexen nicht verbrennen soll, wenngleich das Gesetz, das es anbefiehlt, bis zu dieser Stunde nicht abgeschafft ist“. Umgekehrt kannte man sog. *delicta extraordinaria*, deren Strafbarkeit sich aus dem Naturrecht bzw. aus ungeschriebenen Gesetzen, praktisch also aus dem Willen des urteilenden Gerichts ergab.

Strafe als Abschreckung

Feuerbach empfand diese Sachlage als unbefriedigend, da sie die Strafgesetze – bei denen es sich aus seiner Sicht um „*Imperative*“, ja sogar um „*kategorische Imperative*“ handelte – zu bloßen „*beiläufigen Instructionen*“ degradierte und den Bürger dem Wohlwollen der Gerichte auslieferte. Es galt, eine Reform auf den Weg zu bringen. Nach seiner sog. psychologischen Zwangstheorie ist Zweck der Strafe die allgemeine Abschreckung der Bevölkerung vor der Begehung von Straftaten. Diese Abschreckung sei aber nicht erst durch die Zufügung einer Strafe zu erzielen, sondern bereits durch die generelle Androhung von Strafen. Daraus folgerte er die Unerlässlichkeit eines Strafgesetzes: Eine effektive Abschreckung könne erst durch Gesetze erfolgen, die die Strafandrohung allgemein bekannt machen. Das Gesetzlichkeitsprinzip ist also nicht nur moralisch oder rechtlich geboten, sondern auch zweckmäßig, politisch klug: Entscheidet sich der Monarch für das Gesetzlichkeitsprinzip, so kann er erwarten, dass in seinem Reich weni-



ger Straftaten begangen werden. In der Tat fand Feuerbach beim bayerischen König Gehör, der ihn mit der Ausarbeitung eines Strafgesetzbuchs für Bayern beauftragte.

Zweckmäßigkeit im Mittelpunkt

Heutzutage findet die von Feuerbach formulierte abschreckungsorientierte Begründung der Strafgesetzlichkeit keine große Gefolgschaft. Die Struktur seiner Argumentation hat indes eine prominente Rolle in den Schriften der liberalen Strafrechtswissenschaftler der letzten 200 Jahre gespielt: Ein Imperativ, dessen Einhaltung man für moralisch oder rechtlich geboten hält, wird auf Erwägungen der Zweckmäßigkeit zurückgeführt. So gehöre die Todesstrafe abgeschafft, weil sie nicht abschrecke; ebenso die Folter, die nicht zu wahrheitsgemäßen Geständnissen führe. Grausame Hinrichtungen würden die Bevölkerung abstumpfen und ihre Gewaltbereitschaft erhöhen. Unverhältnismäßige Strafen würden von Richtern umgangen, den

Verbrecher zum Märtyrer machen und somit das Ansehen der Gesetze zerstören. Ein inhumaner Strafvollzug mache den Bestraften zum Rückfälligen. Noch ein letztes Beispiel aus der tagespolitischen Diskussion: Die Rechtlosstellung von mutmaßlichen Terroristen (Stichwort: Guantanamo) sei zu unterlassen, denn sie garantiere keine Sicherheit.

Feuerbach und die liberale Strafrechtstheorie

Fortschrittskritische Denker erblicken in dieser Argumentation einen Beleg dafür, dass es weder Feuerbach noch dem größten Teil der liberalen Strafrechtswissenschaftler in erster Linie um Machtbeschränkung ging, sondern vielmehr um die Erhöhung der Effizienz der Machtausübung. Dies dürfte eine einseitige und vor allem undankbare Lesart sein, die sich gegenüber dem Anliegen hinter dieser Argumentationsform taub stellt: Sie sprach den Monarchen in der einzigen

Sprache an, die er verstand und die ihn zum Handeln veranlassen konnte. Die Sprache der Zweckmäßigkeit ist die Sprache der Staatsräson.

Das Problematische an dieser Sprache ist aber, dass sie die von ihr gestützten Imperative nur zum Teil begründen kann. Denn wie wäre es, wenn die Abschreckungswirkung der Todesstrafe wissenschaftlich erwiesen werden könnte? Oder wenn man von der Folter zwar keine sicheren Erkenntnisse, aber durchaus brauchbare Spuren erwarten könnte, die zu weiteren wichtigen Informationen führen? Die zweckmäßigkeitbezogene Argumentation beruht auf der Annahme, dass die Einhaltung eines bestimmten Gebots ein gutes Mittel für den angestrebten Zweck sei. Verändert sich aber die Wirklichkeit, oder verändert sich die eigene Beurteilung der Wirklichkeit, dann ist es eine offene Frage, ob die behauptete Zweck-Mittel-Relation noch besteht. Zweckmäßigkeitbezogene Argumente machen somit die vertretenen Regeln instabil, kontingent. Sie verlieren ihren Charakter als kategorische Imperative und verkümmern zu hypothetischen Ratschlägen. Feuerbach und mit ihm die Mehrheit der liberalen Autoren wollten diese Folgerungen nicht ziehen. Sein Strafgesetz erklärte er sogar für „heilig“. Daran wird deutlich, dass es diesen Autoren mit der Schaffung eines liberalen Strafrechts um mehr ging als nur um ein Mittel zum Zweck.

Damit wird gleichzeitig ein wissenschaftliches Programm formuliert. Die Ergebnisse, die die liberale Strafrechtstradition über Jahrhunderte erbracht hat, müssen bewahrt und auf Gründe zurückgeführt werden, die die Kategorizität dieser Ergebnisse zu tragen vermögen. So ist das eigentliche Problem an der Todesstrafe, dass sie die absichtliche Tötung eines wehrlosen, in Gewahrsam gehaltenen Menschen darstellt. Die Folter verkörpert einen absoluten Anspruch auf die Herrschaft über den Willen und die Subjektivität eines anderen Menschen. Grausamkeit und Maßlosigkeit, Unmenschlichkeit und Rechtlosigkeit sind nicht deshalb schlecht, weil sie zu schlechten Konsequenzen führen, sondern sie sind bereits an sich schlecht. Und Strafgesetze sind deshalb geboten, weil gesetzesloses Strafen ungebändigtes Strafen bedeutet. Nur auf einer solchen Grundlage wird einsichtig, warum es auf wechselnde Umstände nicht ankommen darf, wenn es um Prinzipielles geht – und warum das Richtige auch dann richtig bleibt, wenn es nicht mehr nützt. ■

DER AUTOR

Dr. Luis Greco, LL. M. ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Lehrstuhl für Strafrecht, Strafprozessrecht, Rechtsphilosophie und Rechtssoziologie der LMU München. Für seine Dissertation „Lebendiges und Totes in Feuerbachs Strafrechtstheorie. Ein Beitrag zur gegenwärtigen strafrechtlichen Grundlagendiskussion“ erhielt er am 3. Dezember 2011 den Max Weber-Preis der Akademie.

Liebe und Sexualität im Jugendalter: zwischen neuer Keuschheit und Extremen

Jugendliche stehen in ihrer Beziehungsentwicklung vor großen Herausforderungen, die die Mehrheit gut bewältigt – aber eben nicht alle. Die entwicklungspsychologische Jugendforschung bietet hierzu aktuelle Zahlen und betrachtet in qualitativen Studien das Liebesleben Jugendlicher „von innen“.

VON EVA-VERENA WENDT

Der Anteil sexuell aktiver Jugendlicher steigt mit dem Alter. Aber auch mit 17 Jahren sind nur etwa die Hälfte aller Jugendlichen sexuell aktiv, also längst nicht alle.

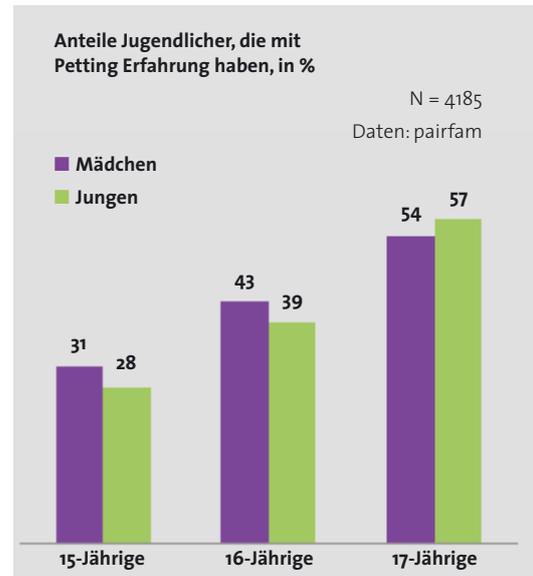
„GENERATION PORNO“ und „Deutschlands sexuelle Tragödie“ (Siggelkow & Büscher) – aktuelle Medienberichte und Bücher über die heutigen Jugendlichen suggerieren häufig weit verbreiteten Pornografiekonsum und eine frühe Sexualisierung bis hin zur sexuellen Verwahrlosung.

Die Fakten

Aktuelle repräsentative Studien zeigen für die Mehrheit der Jugendlichen hingegen ein fast schon keusches Bild: Seit den späten 1990er Jahren ist der Anteil sexuell aktiver Jugendlicher relativ stabil geblieben und jüngst der ohnehin eher kleine Anteil früh sexuell aktiver Jugendlicher sogar gesunken. Insgesamt hatten 2009 34 % der 14- bis 17-Jährigen schon einmal Geschlechtsverkehr, aber nur 4 bis 7 % der 14-Jährigen gelten als derzeit sexuell aktiv – dies zeigen die Befragungen der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung, die seit 1980 durchgeführt werden (BZgA, 2010). Eigene Auswertungen mit repräsentativen Daten von mehr als 4.000 Jugendlichen aus dem „Beziehungs- und Familienpanel *pairfam*“ (www.pairfam.de) belegen ein nach wie vor relativ hohes „Einstiegsalter“ von etwa 17 Jahren für den ersten Geschlechtsverkehr in Deutschland (Wendt & Walper, 2011).

Risikogruppen

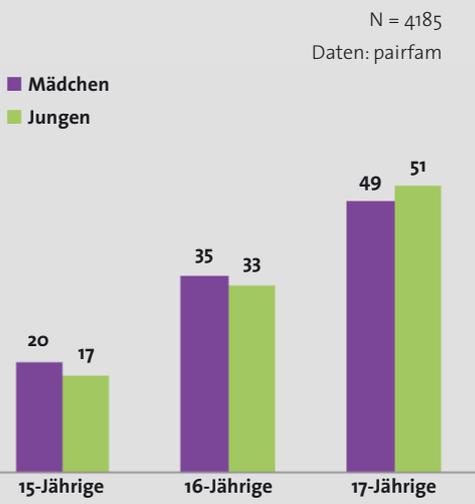
Trotzdem mehren sich Befunde, dass es Gruppen gefährdeter Jugendlicher gibt, die ein problematisches Sexualverhalten aufweisen – das zeigen Ergebnisse bundesdeutscher Studien (z. B. BZgA, 2010; Wendt & Walper, 2011). Hier eine Auswahl an Befunden in Schlagworten:



Jugendliche mit niedriger Schulbildung gehen früher sexuelle Beziehungen ein. Jugendliche mit negativen familiären Erfahrungen wie Vernachlässigung oder Scheidung nehmen früher Sexualbeziehungen auf. Früh sexuell aktive Jugendliche verhüten unzuverlässiger als spät aktive. Kinder von Eltern mit niedriger Schulbildung nutzen häufiger unsichere Verhütungsmethoden. Jugendliche mit niedriger Schulbildung erhalten häufiger keinerlei schulische Sexualaufklärung. Jugendliche mit Migrationshintergrund beklagen große Informationsdefizite bei der Sexualaufklärung. Jungen mit Migrationsverhalten zeigen das schlechteste Verhütungsverhalten. Hauptschülerinnen haben ein etwa fünfmal höheres Risiko, minderjährig schwanger zu werden als Gymnasiastinnen. Sozial benachteiligte Mädchen ohne Ausbildungs- bzw. Arbeitsplatz, mit arbeitslosen Eltern bzw. Partnern sind häufiger von einer Teenagerschwangerschaft betroffen. Der Pornografiekonsum nimmt derzeit vor allem unter jüngeren Jugendlichen zu.

Intensivere Bemühungen um schulische und außerschulische Präventions- und Interventionsangebote im Bereich der Sexualaufklärung und Familienbildung sind daher für Problemgruppen, aber auch das Gros der Jugendlichen gefragt. Immerhin 28 % der Jugendlichen hatten schon einmal Sex, ohne zu verhüten, und die Wissenslücken in Verhütungsfragen sind nach wie vor eklatant.

Anteile Jugendlicher, die mit Geschlechtsverkehr Erfahrung haben, in %



Liebe und Partnerschaft

Sexualität im Kontext von Liebe und Partnerschaft wurde bislang in der Jugendforschung wenig untersucht. Dies ist umso erstaunlicher, wenn man bedenkt, dass die überwiegende Mehrheit der Jugendlichen ihr „erstes Mal“ nach wie vor im Rahmen fester Partnerschaften erlebt, auch wenn diese häufig nur von kurzer Dauer sind und im Stile „serieller Monogamie“ gelebt werden: Nach einem Jahr haben sich 30 bis 40 % der jugendlichen Paare wieder getrennt.

Erwartungsgemäß sind die Beziehungen von 15-Jährigen mit sechs Monaten noch relativ kurz, während 17-Jährige eine Beziehung im Durchschnitt schon fast ein Jahr pflegen (Wendt & Walper, 2011). Stufen- und Phasenmodelle der Partnerschaftsentwicklung im Jugendalter konstatieren, dass sich die Partnerschaften im Verlauf der Jugend zunehmend intensiv und langfristig gestalten. Die Modelle gehen davon aus, dass diese Erfahrungen von besonderer Bedeutung für die Persönlichkeits- und Sozialentwicklung sind: In ersten Partnerschaften werden soziale Kompetenzen im Umgang mit dem anderen Geschlecht erprobt und die Identität der Jugendlichen stabilisiert. Gegen Ende des Jugendalters gewinnen emotionale Intimität mit einem Partner sowie Bindung und gegenseitige Fürsorge an Bedeutung.

Sexualität und Bindungserfahrungen

Den Zusammenhang von Sexualität und Partnerschaftsqualität aufzuklären, war das Ziel der DFG-geförderten Studie „Liebesbeziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter“. Die

Befunde zeigen, dass partnerschaftliche Kompetenzen wie Selbstöffnung und die Fähigkeit zu emotionaler Intimität bereits im Jugendalter für die Qualität der Sexualität ausschlaggebend sind. Ängste und Unsicherheiten in der Partnerschaft sind mit mehr sexuellen Problemen und einer schlechteren Qualität der Sexualität verbunden (Wendt, 2009).

Neu ist in diesem Forschungsprojekt auch der Transfer von Erkenntnissen der Bindungstheorie nach Bowlby auf sexuelle Beziehungen im Allgemeinen und solche im Jugendalter im Besonderen. Ähnlich wie Freud, der in der frühen Eltern-Kind-Beziehung den Prototyp aller späteren Liebesbeziehungen sah, betont Bowlby die Bedeutung von Bindungserfahrungen für die spätere Fähigkeit, enge Beziehungen einzugehen. Die Befunde zeigen auch für Jugendliche, dass negative Bindungserfahrungen mit sexuellen Problemen in Verbindung stehen (Wendt, 2009). Umgekehrt wirken positive Bindungserfahrungen als Puffer und bewahren Jugendliche z. B. vor der Einwilligung in unerwünschte Sexualkontakte (Wendt, 2010).

Fazit

Die Zahlen belegen zumindest für einen Teil der Jugendlichen einen akuten Bedarf an intensiven Präventions- und Interventionsangeboten im Bereich der Sexuaufklärung und Familienbildung, von denen letztlich alle Jugendlichen profitieren würden. Vom wissenschaftlichen Standpunkt aus bedürfen die Determinanten und Konsequenzen früher Sexualbeziehungen weiterer Aufklärung. ■

DIE AUTORIN

Dr. Eva-Verena Wendt ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Psychologie und Pädagogik der LMU München. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Entwicklung im Jugendalter und Sozialisationseinflüsse der Familie. Für ihre Forschungen erhielt sie am 3. Dezember 2011 den Preis der Peregrinus-Stiftung der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Literatur

Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung: Jugendsexualität. Repräsentative Wiederholungsbefragung von 14- bis 17-Jährigen und ihren Eltern. Aktueller Schwerpunkt Migration, Köln 2010

E.-V. Wendt, Sexualität und Bindung. Qualität und Motivation sexueller Paarbeziehungen im Jugend- und jungen Erwachsenenalter, Juventus Verlag, Weinheim 2009, 24,95 Euro

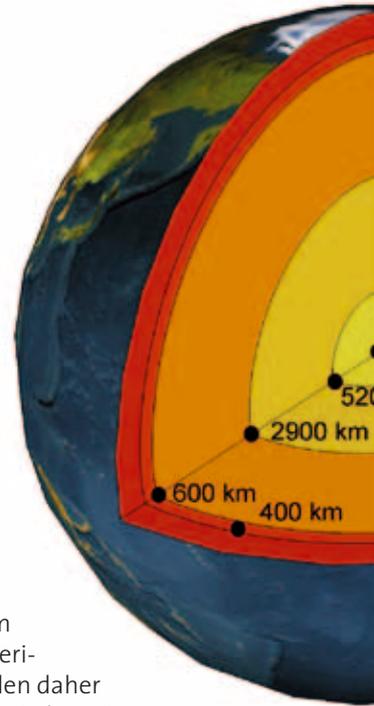
Dies., Uneindeutige Kommunikation sexueller Absichten bei jungen Paaren; Token Resistance, Compliance und der Einfluss der Bindungsrepräsentation, Zeitschrift für Sexualforschung, 23 (3), 2010, S. 220–237

Dies. u. S. Walper, Sexualentwicklung und Partnerschaften Jugendlicher: Ergebnisse einer repräsentativen Befragung von 15- bis 17-Jährigen, 2011 (under review)

Wie sieht es im Inneren der Erde aus?

Die Zusammensetzung, Temperatur und Dynamik des tiefen Erdinneren stellen einen Grenzbereich der Wissenschaft dar, der noch viele Rätsel aufgibt. Am Bayerischen Geoinstitut der Universität Bayreuth wird dieser Bereich unseres Planeten in Experimenten untersucht, in denen zum Erdinneren vergleichbarer, extremer Druck und sehr hohe Temperatur erzeugt werden, um dann deren Auswirkungen auf Gesteine zu untersuchen.

VON DAN FROST



Schichten im Erdinneren. Die Platten der Erdkruste schwimmen über einem festen, aber plastisch fließenden Mantel aus Silikatmineralien. Vorhandene Proben des Erdmantels stammen aus maximal 200 km Tiefe. Am Bayerischen Geoinstitut werden die in Hochdruck- und Extremtemperaturexperimenten gewonnenen Daten genutzt, um die chemische Zusammensetzung des weitaus tieferen Erdinneren zu erforschen und zu bestimmen.

WIE UNSERE ERDE IN ihrem Inneren beschaffen ist, lässt sich von der Erdoberfläche aus nicht direkt erkunden. Die tiefste Bohrung reicht nur 12 km in den Untergrund, und auch vereinzelte Gesteinsproben, die durch Magma an die Erdoberfläche transportiert werden, stammen aus weniger als 100 km Tiefe. Das Zentrum unserer Erde liegt dagegen in einer Tiefe von 6.370 km. Der weitaus größte Teil der Erde ist also nicht direkt über Probenentnahmen greifbar oder beobachtbar. Dennoch sind die Zusammensetzung und die Dynamik des Erdinneren von immenser Bedeutung, da sehr viele Prozesse in der Tiefe einen großen Einfluss auf die Entwicklung der Erdoberfläche und deren Bewohnbarkeit haben. Außerdem sind die Prozesse im Inneren von Planeten auch dafür verantwortlich, dass sich die Planeten in unserem Sonnensystem sehr stark unterscheiden und dass die Erde so einzigartig ist.

Simulation des tiefen Erdinneren

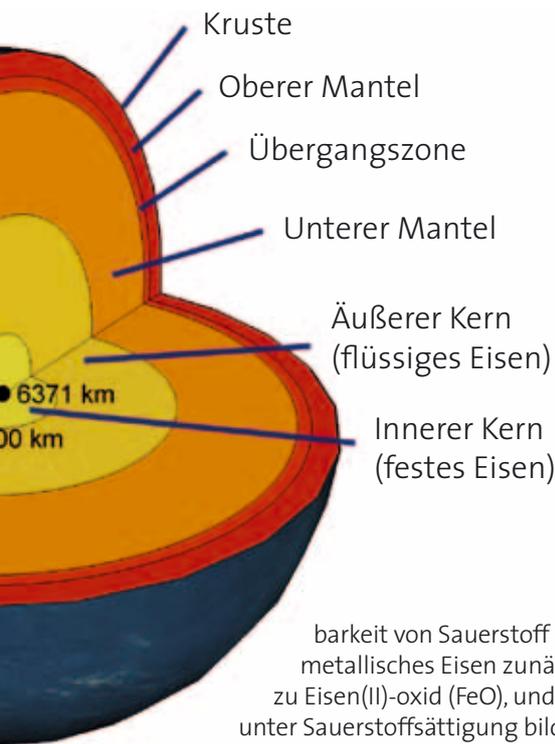
Wie kann es uns gelingen, diese Prozesse, die für uns ja nicht direkt erfassbar sind, zu verstehen? Einen wichtigen Beitrag zum Verständnis des Erdinneren liefern seismologische Forschungen: Wenn es zu einem Erdbeben kommt, breiten sich seismische Wellen durch das Erdinnere aus und können an der Erdoberfläche mittels Seismographen registriert werden. Die Geschwindigkeit, mit der sich diese Wellen durch die Erde fortpflanzen, und die Reflektion solcher Wellen an Grenzflächen verschiedener Schichten ermöglichen Erkenntnisse über die Struktur, Zusammensetzung und Temperatur im Inneren unseres Planeten.

Um jedoch diese indirekten seismologischen Beobachtungen richtig zu interpretieren und damit das Erdinnere sozusagen geologisch auskartieren zu können, braucht man Informationen über die

Minerale und Gesteine, aus denen das Erdinnere vermutlich besteht. Im Hochdrucklabor des Bayerischen Geoinstituts werden daher Experimente durchgeführt, die mit großen Pressen die Drücke des tiefen Erdinneren simulieren. Auf eine nur wenige Millimeter große Hochdruckkammer wird ein Druck von bis zu 250.000 Bar ausgeübt. Gleichzeitig können die Proben bis auf mehrere tausend Grad Celsius erhitzt werden.

Mittels dieser besonderen Technik kann man so Gesteine im Erdinneren identifizieren, die zuvor von der Erdoberfläche entlang von Subduktionszonen in das Innere der Erde transportiert wurden. An diesen Subduktionszonen wird ozeanische Erdkruste zurück in das Erdinnere gebracht, wobei nicht nur Erdkrustenmaterial mitgenommen wird, sondern auch wichtige Anteile des Ozeanbodens wie Wasser und Kohlendioxid. Seismologen können mit diesen Experimenten nun ihre Ergebnisse als Funktion der chemischen Zusammensetzung interpretieren und die Wege, die subduziertes Material durch die tiefe Erde nimmt, nachzeichnen.

Ein anderer Forschungsschwerpunkt befasst sich damit, wie sich unterschiedliche Regionen des Erdinneren im Verlauf der Erdgeschichte in ihrer Zusammensetzung verändert haben. Ein wichtiger Ansatzpunkt ist hier die Frage, wie sich Sauerstoff während der frühen Entwicklung der Erde verhalten hat. Es gelang, einen Zusammenhang mit der Bildung von Eisenoxid unter hohen Drücken herzustellen. Abhängig von der Verfüg-



barkeit von Sauerstoff oxidiert metallisches Eisen zunächst zu Eisen(II)-oxid (FeO), und nur unter Sauerstoffsättigung bildet sich Eisen(III)-oxid (Fe₂O₃). Wir konnten zeigen, dass unter sauerstoffarmen Bedingungen,

aber unter hohen Drücken metallisches Eisen und Eisen(III)-oxid in bestimmten mineralischen Phasen gemeinsam stabiler sind als Eisen(II)-oxid. Für die Entwicklung der Erde bedeutet das, dass bei Erreichen eines gewissen Durchmessers Eisen(II)-oxid zu Eisen(III)-oxid und metallischem Eisen reagiert. Als sich der metallische Kern der Erde bildete, hat sich demnach das metallische Eisen zum Kern hin getrennt, während das Eisen(III)-oxid im Erdmantel verblieb und diesen so mit Sauerstoff anreicherte. Dies ist deshalb von Bedeutung, weil sich die Erde – wie andere Planeten auch – ursprünglich aus relativ sauerstoffarmem Material gebildet hat und vulkanische Ausgasungen daher ebenfalls zu sauerstoffarm gewesen wären, um

die heutige Atmosphäre zu erzeugen. Unsere Ergebnisse bieten dagegen einen einfachen Erklärungsansatz, wie sich aufgrund der Größe der Erde und des dadurch bedingten hohen Drucks Sauerstoff tief im Erdmantel anreichern konnte, um dann über Ausgasungen an die Oberfläche zu gelangen und die Erdatmosphäre zu bilden – der wichtigste Schritt zur Entstehung eines bewohnbaren Planeten.

In einer weiteren Studie, die zusammen mit David Rubie am Bayerischen Geoinstitut entstand, gelang es zu zeigen, dass ein gewisser Teil des Sauerstoffs unter hohen Drücken und Temperaturen dennoch auch in den metallischen Erdkern abgegeben wurde. Dadurch ist insgesamt weniger Eisenoxid im Mantel verblieben als z. B. im Mantel des Mars: Im wesentlich kleineren Mars, in dem auch entsprechend niedrigere Drücke und Temperaturen herrschten, wurde weniger Sauerstoff in den Kern abgegeben, und mehr eisenhaltiges Material verblieb im Mantel. Das bietet eine einfache Erklärung dafür, dass der Mars heute wesentlich eisenhaltiger ist und als „Roter Planet“ gilt.

Erforschung ganz neuer Materialien

Obwohl diese Forschungen maßgeblich auf ein Verständnis der Erde und unseres Sonnensystems ausgerichtet sind, ermöglichen die Experimente auch Forschung an neuen Materialien: Unter hohem Druck bilden sich neue atomare Strukturen, die wertvolle physikalische Eigenschaften haben, etwa extrem hohe Härte. Dafür entwickelten wir am Geoinstitut in Zusammenarbeit mit einer ortsansässigen Firma grundlegende Hochdruckapparaturen, die zur Produktion solcher neuer Materialien eingesetzt und weltweit exportiert werden.

DER AUTOR

Dr. Dan Frost ist seit 1997 Akademischer Rat am Bayerischen Geoinstitut der Universität Bayreuth. Für seine Arbeiten zum Verständnis des Erdmantels und zum Vergleich des Erdmantels mit dem Mantel des Mars erhielt er am 3. Dezember 2011 den Arnold Sommerfeld-Preis der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Das Hochdrucklabor am Bayerischen Geoinstitut. Hochdruckpressen produzieren einen Druck und eine Temperatur wie im Erdinneren durch die Fokussierung von tausenden von Tonnen auf wenige Millimeter.

Dan Frost vor der 5.000-Tonnen-Hochdruckpresse. Diese Presse kann einen Druck herstellen, wie er im unteren Erdmantel herrscht, und erreicht Temperaturen bis zu 3.000° Celsius.

Ein großer Fälscher: Bischof Pilgrim von Passau

Einer der großen Fälscher des an Fälschungen ohnehin nicht armen Mittelalters: Eine neue Edition zeigt das Werk eines Passauer Bischofs aus dem 10. Jahrhundert auf neuer, bisher unveröffentlichter Handschriftengrundlage.

VON FRANZ-REINER ERKENS

PILGRIM (971–991) ZÄHLT zu den bedeutenden Passauer Bischöfen: Er hat die Reorganisation seines Bistums nach den Ungarnstürmen des 10. Jahrhunderts vorangetrieben und einen weitreichenden, freilich nicht zu verwirklichenden Plan verfolgt, nämlich seine Diözese aus der Salzburger Kirchenprovinz herauszulösen. Passau sollte – so seine Absicht – zur Metropole eines eigenen, Ungarn umfassenden Kirchenverbandes gemacht und dadurch die Passauer Kirche zu einem Erzbischofssitz erhöht werden. Mit diesem Vorhaben zu Grunde liegenden Vorstellung hat Pilgrim das passauische Geschichtsbild bis in das 20. Jahrhundert hinein geprägt: In Zeiten der Awarengefahr des 8. Jahrhunderts soll das antike, an der Enns gelegene Erzbistum Lorch nach Passau verlegt worden sein und dabei den Metropolitanrang verloren haben. Der gut 200 Jahre nach Pilgrims Tod wohl in der Dreiflüssestadt tätige Dichter des Nibelungenliedes machte den Bischof sogar zum Oheim der Krimhilde und setzte dem ambitionierten Geistlichen damit ein besonderes literarisches Denkmal, das die Erinnerung an Pilgrim auch in breiteren Kreisen wachhielt, solange die mittelhochdeutsche Dichtung noch zum deutschen Bildungskanon gehörte (Abb. 1).

Pilgrims falsches Geschichtsbild und seine Fälschungen

Das Geschichtsbild freilich, das Pilgrim propagierte und das, wenn es nicht sogar völlig von ihm stammte, entscheidend von ihm geformt worden ist, trifft nicht zu: Das 739 nach kanonischer Norm eingerichtete Bistum Passau besaß in dem antiken Bistum Lorch (Lauriacum), dessen

metropolitane Rang im Übrigen nicht gesichert ist, keinen Vorläufer. Allerdings wird Pilgrim die Metropolitanstellung der Lorcher Kirche ebenso wie deren vermeintliche Transferierung aufgrund einer Handvoll historischer Nachrichten und der Kenntnis entsprechender kirchenrechtlicher Bestimmungen erschlossen und guten Gewissens behauptet haben.

Bedenklich jedoch waren die Mittel, mit denen er die aus seinem falschen Geschichtswissen abgeleitete Schlussfolgerung, nämlich die Schaffung einer Kirchenprovinz mit Passau als erzbischöflicher Zentrale, zu verwirklichen suchte: die Vernechtung, also nachträgliche Änderung, echter Königs- und die vollständige Fälschung von Papsturkunden. Hatte Pilgrim seine Vorstellungen von der vermeintlichen „Lorcher Tradition“, begünstigt durch gute Beziehungen zum Königshof, bereits in den Formulierungen echter Urkunden Ottos II. (973–983) anklingen lassen können, so manipulierte er eine echte Urkunde Kaiser Arnulfs (887–899), indem er selbst oder ein ihm ergebener Schreiber sie einfach neu schrieb und dabei einen Passus einfügte, in dem die angeblich unter Vivilo, dem ersten Passauer



Abb. 1: Das Nibelungenlied schildert, wie Krimhilde auf dem Weg zu Hunnenkönig Etzel in Passau von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgrim, empfangen wird.



Das Fälschungscorpus und seine Überlieferung

Den Fälschungscharakter hat Ernst Dümmler 1854 nachgewiesen, eine kritische Edition der pilgrimschen Machwerke legte Waldemar Lehr im Jahr 1909 vor. Lehr stützte sich dabei auf zwei Handschriften: Die eine stammt aus dem früheren 12. Jahrhundert und liegt in der Österreichischen Nationalbibliothek in Wien, die andere ist aus der Zeit um 1200 und wurde bis zu seinem Einsturz im Historischen Archiv der Stadt Köln aufbewahrt (weswegen z. Z. nicht bekannt ist, ob sie beim Einsturz des Archivgebäudes zerstört wurde oder nicht). Die Kölner Handschrift, die freilich nur noch fragmentarisch erhalten ist (oder war), dürfte, wie sich aus einem frühen Druck von Christoph Gewold aus dem Jahr 1611 schließen lässt, dasselbe Textcorpus enthalten haben wie das Wiener Manuskript, in das neben den eigentlichen Fälschungen Pilgrims noch weitere Schriftstücke Eingang fanden, und zwar zwei Traditionsnotizen aus dem 11. Jahrhundert, ein Brief Erzbischof Hattos von Mainz und einer des Salzburger Erzbischofs Theotmar – beide aus der Zeit um 900 – sowie zwei Synodalaufzeichnungen Pilgrims über Zehntverhältnisse aus dem späten 10. Jahrhundert. Diese Dokumente haben mit den Fälsfikaten nichts zu tun und sind deshalb auch nicht von Lehr publiziert worden, der die gefälschten Papsturkunden zudem nach einer in den Handschriften nicht strikt befolgten chronologischen Ordnung edierte.

Bischof (731/737/739–746/747), erfolgte (Erz-) Bistumsverlegung berichtet wird (Abb. 2). Diente diese Manipulation zusammen mit den knappen Formulierungen in echten Urkunden der ottonischen Herrscher zur Absicherung der vermeintlichen Historizität von Pilgrims falschem Geschichtsbild, so fälschte der Bischof selbst oder ein Gehilfe zur Erlangung der Metropolitangewalt und der erzbischöflichen Rechte sechs Papsturkunden auf die Namen Symmachus', Eugens II., Leos VII., Agapits II. und Benedikts VI. oder VII. Diese Urkunden, zu denen auch noch ein wohl nie expediertes Schreiben Pilgrims an Papst Benedikt VI. (973/974) oder VII. (974–983) gehört, sind – anders als die meisten die Lorcher Tradition betreffenden Herrscherurkunden – nicht im Original, sondern nur als Abschriften überliefert und bilden ein eigenes Corpus, das Pilgrim zu einem großen Fälscher des an Fälschungen ohnehin nicht armen Mittelalters macht.



Abb. 2: Manipulation durch Pilgrim: Ein zusätzlicher Passus in der Urkunde Kaiser Arnulfs von 898 sollte die „Lorcher Tradition“ des Bistums Passau belegen.

Literatur

F.-R. Erkens, Die Fälschungen Pilgrims von Passau. Historisch-kritische Untersuchungen und Edition nach dem Codex Gottwicensis 53a (rot), 56 (schwarz) (Quellen und Erörterungen zur bayerischen Geschichte, Neue Folge 46), CXLIV + 145 S., zahlr. Abb., München 2011, ISBN 978-3-406-10411-4, 36,00 Euro

Die neue Edition verzichtet auf eine solche nachträglich implantierte Ordnung und publiziert die gesamte Handschrift einschließlich der nicht von Pilgrim stammenden Texte. Sie kann sich dabei auf ein weiteres Manuskript stützen, das alle auch in der Wiener Handschrift überlieferten Schriftstücke enthält, aber etwas älter als diese ist und im Kloster Göttweig, der Gründung Bischof Altmanns von Passau (1065–1091), aufbewahrt wird. Es stammt ebenfalls aus dem 12. Jahrhundert, bildet aber die älteste Überlieferung und dürfte in dem bischöflichen Donaukloster angefertigt worden sein. Völlig unbekannt war dieses Manuskript bislang nicht, fand aber nur in der regionalgeschichtlichen Forschung Beachtung, während es von den Erforschern der Papsturkunden offenbar übersehen wurde.

Neuedition auf Basis der Göttweiger Handschrift

Daher ist das Göttweiger Manuskript, das nunmehr erstmals veröffentlicht wird, der neuen Edition zu Grunde gelegt worden (Abb. 3). Diese ermöglicht, weil sie sich auf drei Handschriften stützen kann und sich nicht auf die gefälschten Papsturkunden beschränkt, vertiefende Einblicke in den Traditionszusammenhang des Fälschungswerks sowie in die Entwicklungsgeschichte der Textzeugen und hilft, eine ganze Reihe von Fragen, die mit Pilgrims Fälschungstätigkeit in Zusammenhang stehen, zu klären oder zumindest erneut und aus erweiterter Perspektive zu diskutieren.

Abb. 3: Überlieferung der gefälschten Papsturkunden: Die Göttweiger Handschrift aus dem 12. Jahrhundert – hier die erste Seite – wird nun erstmals veröffentlicht.

DER AUTOR

Prof. Dr. Franz-Reiner Erkens hat den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte an der Universität Passau inne. Er forscht u. a. zur allgemeinen politischen Geschichte sowie Sozial- und Ideengeschichte des Mittelalters und zur Diplomatik vornehmlich von Bischofsurkunden. Er ist seit 2011 Mitglied der Kommission für bayerische Landesgeschichte bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Bisher kaum beachtet wurde etwa die Überlieferungsgeschichte der gefälschten Papsturkunden, die – mit einziger und letztlich glücklicher Ausnahme der Symmachus-Urkunde – überraschenderweise nicht in Passau überdauert haben, sondern in Abschriften, die in Klöstern angefertigt worden sind: Göttweig und Reichersberg (von wo die Kölner Handschrift stammt) dürfen recht sicher als Entstehungsorte der Handschriften angenommen werden, doch dürfte auch die Wiener Handschrift, die keinem bestimmten Entstehungsort zugeordnet werden kann, klösterlicher Herkunft sein. Zudem lässt sich eine Erklärung, warum die beiden Schreiben der Erzbischöfe von Mainz und Salzburg zusammen mit den Fälschungen überliefert sind, ohne selbst zu den Machwerken Pilgrims zu zählen, auf Grund des Überlieferungszusammenhangs finden: Pilgrim wird sie im Salzburger Archiv vorgefunden haben, zu dem er als junger Geistlicher und Verwandter des Erzbischofs Zugang hatte und aus dessen Bestand an Papsturkunden auch die Vorlagen für seine Fälschungen stammen. ■

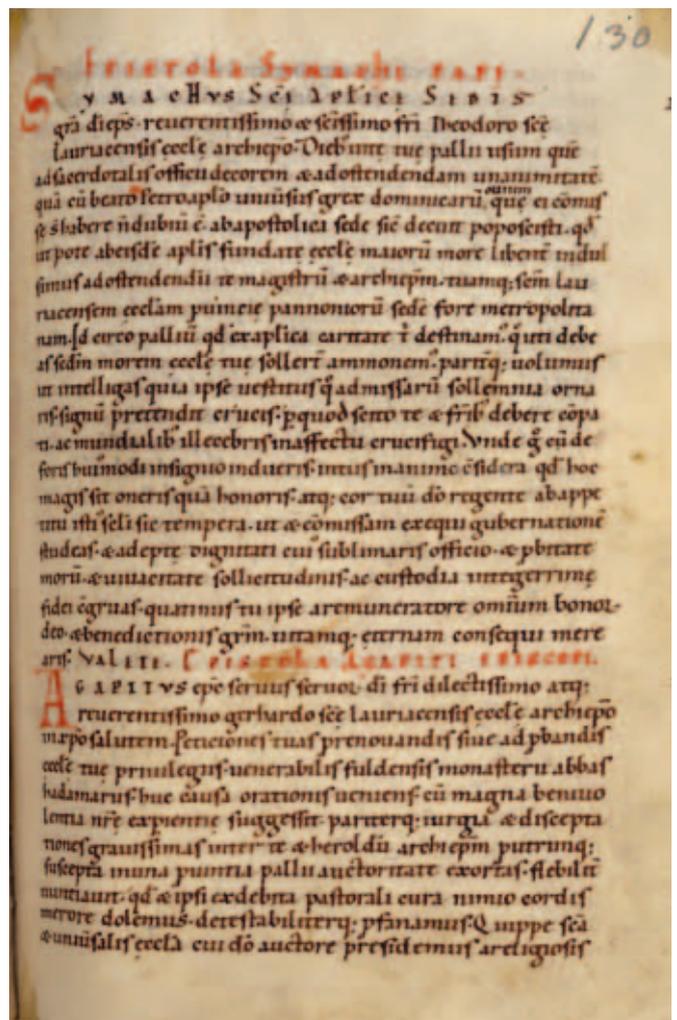


ABB: KLOSTER GÖTTWEIG, CODEX GOTTWICENSIS 53 A, FOL. 130R

Ende einer Ära

Im Dienst der deutschen Geschichte

ALS LOTHAR GALL im März 1977 zum Präsidenten der Historischen Kommission und im Herbst desselben Jahres zum Vorsitzenden des Kuratoriums des Historischen Kollegs gewählt wurde, sollte für beide Münchener Institutionen der deutschen Geschichtswissenschaft eine Ära von eineinhalb Jahrzehnten beginnen. In dieser Zeit hat sich die Wissenschaftslandschaft tiefgreifend verändert, zunächst an den Universitäten und dann in der außeruniversitären Forschung, am deutlichsten sichtbar an den Möglichkeiten, die Internet und Digitalisierung über die alltägliche Kommunikation und Information hinaus bieten.

Nach Leopold von Ranke und Theodor Schieder kann Gall auf die längste Amtszeit als Präsident der Historischen Kommission verweisen, zu deren Mitglied er schon 1977 als 40-Jähriger gewählt worden war. Seit 1984 gehört er dem Kuratorium des 1980 gegründeten Historischen Kollegs an und war dessen am längsten amtierender Vorsitzender.

Historische Kommission

Lothar Gall wies als Leiter der von ihm angeregten Abteilung „Quellen zur Geschichte des Deutschen Bundes“ bereits ab 1988 der Kommission thematisch einen neuen Weg. Seit 1989 auch korrespondierendes Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, sind mit seiner Präsidenschaft digitale Weichenstellungen verknüpft: Den Anfang machten die „Akten der Reichskanzlei. Weimarer Republik“. Vor allem aber die Verwandlung der „Neuen Deutschen Biographie“ vom traditionellen Nachschlagewerk zum digitalen historisch-biographischen Lexikon des deutschen Sprachraums, der „Deutschen Biographie“, machte er als Antragsteller bei der DFG immer wieder zu seiner eigenen Angelegenheit. Für das 150-jährige Jubiläum der Kommission 2008 stellte Gall frühzeitig die Weichen für eine Festschrift, die in ihren Beiträgen auch kritische Akzente setzen sollte. Auf Überlegungen im Umfeld dieses Jubiläums geht das neue Langzeitvorhaben „Rheinischer Kapitalismus“ zurück, mit dem der scheidende Präsident einen wirtschaftsgeschichtlichen Schwerpunkt für die Kommission markiert hat. Gall war zugleich Vorsitzender der „Stiftung zur Förderung der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und des Historischen Kollegs“.

Lothar Gall scheidet nach 15 Jahren als Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und als Vorsitzender des Kuratoriums des Historischen Kollegs aus.

VON HELMUT NEUHAUS



Am 8. Juli 2008 überreichte Lothar Gall (rechts) S. K. H. Herzog Franz von Bayern in Schloss Nymphenburg die Ehrenmedaille der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.

Historisches Kolleg

Das Angebot an Historiker aus dem In- und Ausland, frei von anderen Verpflichtungen ein Jahr lang in München kontinuierlich am Abschluss einer Monographie zu arbeiten, hat nichts von seiner Attraktivität eingebüßt. Für die Geschichtswissenschaft ist das Kolleg eine etablierte Größe. Dass dies auch 2012 unverändert gilt, ist vor allem Lothar Galls Verdienst. Bald nach seinem Amtsantritt moderierte er den Übergang von der ursprünglich privaten Finanzierung des Historischen Kollegs zur „public-private-partnership“, und als 2006 dessen Fortexistenz gefährdet war, waren Galls Überzeugungskraft und sein großer persönlicher Einsatz maßgebend dafür, dass die Bayerische Staatsregierung ihre Entscheidung revidierte, die Finanzierung einzustellen. Seitdem sind die Türen der Kaulbach-Villa weiter geöffnet, das Stipendienangebot wurde ausgedehnt; die auch für angehende Abiturienten gedachte Diskussionsreihe „Blick zurück nach vorn“ ist hinzugekommen. Fünf der bisher zehn Verleihungen des Preises des Historischen Kollegs, des Deutschen Historikerpreises, fanden in der Ära Gall statt. Dass Lothar Gall neben all diesen Aufgaben auch noch Herausgeber der „Historischen Zeitschrift“ blieb und Zeit für eigene Bücher fand – zuletzt erschien 2011 seine große Biographie „Wilhelm von Humboldt. Ein Preuße von Welt“ –, kann nur mit Bewunderung festgestellt werden. ■

DER AUTOR

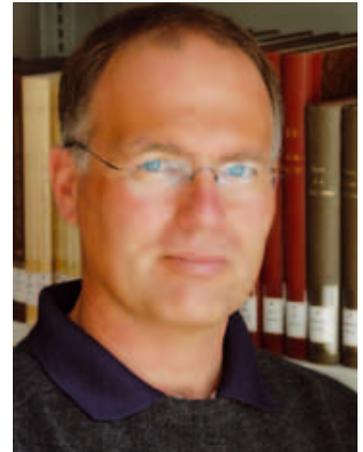
Prof. Dr. Helmut Neuhaus ist Sekretär der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und stellvertretender Vorsitzender des Kuratoriums des Historischen Kollegs.

Gelehrten-gemeinschaft

Neue Mitglieder 2012

Am 17. Februar 2012 wählte die Akademie 12 neue Mitglieder. „Akademie Aktuell“ stellt sie kurz vor, ausführliche Informationen finden Sie im Jahrbuch 2012.

VON ELLEN LATZIN



Walther Sallaberger

DIE AKADEMIE ERGÄNZT sich einmal im Jahr durch Zuwahlen. Gewählt werden können laut Satzung nur Gelehrte, deren Leistung „eine wesentliche Erweiterung“ des Wissensbestandes darstellt. Eine Selbstbewerbung ist ausgeschlossen. Ordentliche Mitglieder haben ihren Dienstort bzw. Wohnsitz in Bayern, korrespondierende Mitglieder kommen aus dem übrigen Bundesgebiet oder aus dem Ausland.

Philosophisch-historische Klasse: ordentliche Mitglieder

Walther Sallaberger ist seit 1999 Professor für Assyriologie an der LMU München. In seiner Dissertation über den „Kultischen Kalender der Ur III-Zeit“ rekonstruierte und korrelierte er als Erster erfolgreich divergierende Festkalender und Kulte der Ur III-Zeit (22.–21. Jhdt. v. Chr.). 1998 habilitierte er sich mit der Studie „Wenn Du mein Bruder bist. Interaktion und Textgestaltung in altbabylonischen Alltagsbriefen“, in der er der Wissenschaft vom Alten Orient einen völlig neuen Zugang zu dieser Briefliteratur eröffnete. Schwerpunkte seiner Forschung sind die altorientalische Geschichte und Alltagskultur – etwa der babylonische Töpfer und seine Gefäße –, ferner Linguistik und Gesprächsanalyse, Literatur, Recht, Religion und Urkundenlehre sowie die Epigraphik. Er entdeckte als Epigraphist der europäischen Mission auf dem Siedlungshügel Tell Beydar im Nordosten Syriens dessen antiken Namen „Nabada“ und leitet seit 2002 das deutsche Kontingent dieser Ausgrabung und das DFG-Projekt „Tell Beydar“. Die dort aufgefundenen, mit Keilschrift beschriebenen Tontäfelchen, die er edierte, sind der einzige substanzielle Tafelfund aus der frühen Stadtkultur Nordmesopotamiens im 3. Jahrtausend v. Chr. Walther Sallaberger ist Herausgeber der „Zeitschrift für Assyriologie

und Vorderasiatische Archäologie“, des Sumerischen Glossars (s. S. 20–22) und des Hethitischen Wörterbuchs (s. S. 23–25). Seit 2004 gehört er der Kommission für Keilschriftforschung und Vorderasiatische Archäologie der Bayerischen Akademie der Wissenschaften an.

Der Zeithistoriker **Andreas Wirsching** hat seit 2011 den Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte an der LMU München inne und ist Direktor des Instituts für Zeitgeschichte. 1995 habilitierte er sich an der Universität Regensburg mit dem Werk „Vom Weltkrieg zum Bürgerkrieg? Politischer Extremismus in Deutschland und Frankreich 1918–1933/30“, in dem er die Entwicklung der äußersten Linken und der äußersten Rechten, speziell auch ihrer Wechselwirkungen, in den Hauptstädten Paris und Berlin verglich; damit trug er wesentlich zum Verständnis des politischen Rechts- und Linksextremismus dieser Jahre bei. Sein Œuvre umfasst unterschiedliche Fragestellungen und methodische Zugänge zur Geschichte des 20. Jahrhunderts. Dabei gilt stets der vergleichenden Geschichte sein besonderes Interesse. Seine Forschungen zur Weimarer Republik gingen u. a. in das Lehrbuch „Die Weimarer Republik. Politik und Gesellschaft“ ein. 2006 veröffentlichte er als 6. Band der „Geschichte der Bundesrepublik Deutschland“ die Monographie „Abschied vom Provisorium“, in der er die Jahre 1982 bis 1990 behandelt. Bereits in dritter Auflage liegt seine „Deutsche Geschichte im 20. Jahrhundert“ vor, die sich an ein allgemeines Publikum wendet. Erst im Februar 2012 erschien sein Werk „Der Preis der Freiheit. Geschichte Europas in unserer Zeit“, mit dem er zeitlich bis zur jüngsten Schuldenkrise vorstieß. Andreas Wirsching ist u. a. Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften und seit 2011 Vorsitzender des Kuratoriums des Historischen Kollegs.



Andreas Wirsching



Kathleen Coleman



Martha C. Nussbaum



Gerrit Walther

Philosophisch-historische Klasse: korrespondierende Mitglieder

Kathleen Coleman hat die James Loeb-Proessur of the Classics an der Harvard University inne. Sie ist eine der führenden Latinistinnen der Gegenwart und forscht insbesondere über die Poesie der sog. Silbernen Latinität, also der zweiten Blütezeit römischer Literatur ab Mitte des 1. Jahrhunderts n. Chr. In ihren Arbeiten, etwa zu den „Silven“ des Statius oder zum „Liber spectaculorum des Martial“, führt sie verschiedene altertumswissenschaftliche Disziplinen zusammen und kann so den Kontext einzelner Gedichte weitaus exakter rekonstruieren, als es der Forschung bisher möglich war. Sie gilt auch als führende Kennerin des römischen Gladiatorenwesens und wurde als wissenschaftliche Beraterin für den Kinofilm „Gladiator“ herangezogen. Als Stipendiatin der Alexander von Humboldt-Stiftung knüpfte sie wissenschaftliche Kontakte nach Deutschland. Sie ist u. a. Mitglied der Internationalen Thesaurus-Kommission, die das Großprojekt des „Thesaurus linguae Latinae“ mit Sitz in München betreut.

Die Philosophin **Martha C. Nussbaum**, weltweit die wohl angesehenste Vertreterin der amerikanischen praktischen Philosophie, ist seit 1999 Ernst Freund Distinguished Service Professor of Law and Ethics an der University of Chicago. Insbesondere Aristoteles ist sie in philosophischen Grundsatzfragen verbunden; so hat sie die aristotelische Tugendlehre zu einer „Theorie des

guten Lebens“ weiterentwickelt. Ihre Philosophie folgt dem Konzept des „Capability approach“ („Befähigungs-Ansatz“), das sie in enger Zusammenarbeit mit dem indischen Nobelpreisträger Amartya Sen entwickelte und das es jedem Einzelnen ermöglichen soll, nach seinen Fähigkeiten und Befähigungen ein menschenwürdiges, gutes Leben zu führen. Ihr Hauptwerk „Frontiers of Justice. Disability, Nationality, Species Membership“ (2006) erschien 2010 auch auf Deutsch und geht der Frage nach, wie die Idee der Gerechtigkeit für Menschen mit Behinderung zwischen Nationalstaaten und auch zwischen Menschen und Tieren verwirklicht werden kann.

Gerrit Walther hat seit 2002 den Lehrstuhl für Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt Frühe Neuzeit an der Bergischen Universität Wuppertal inne. Er ist u. a. Mitglied der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste sowie Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1997 habilitierte er sich in Frankfurt mit einer großen Studie auf breiter Quellenbasis über „Abt Balthasars Mission. Politischen Mentalitäten, Gegenreformation und eine Adelsverschwörung im Hochstift Fulda“. Diese Arbeit über den Fuldaer Fürstabt Balthasar von Dernbach wies der Frühneuzeit-Forschung zur Geschichte des konfessionellen Zeitalters neue Wege, indem sie dem älteren Konzept der „Gegenreformation“ und dem jüngeren der „Konfessionalisierung“ die Erkenntnis hinzufügte, dass unverzichtbar die Perspektiven der Untertanen, ihre Interessen und Bedürfnisse einzubeziehen sind. Weitere Schwerpunkte seiner Forschungen sind die Historiographiegeschichte und der Humanismus, insbesondere die Beziehungen zum klassischen Altertum und die Geschichte des Adels im Heiligen Römischen Reich.



Alexander Borst



Wolfgang Zinth



Nikolaus Amrhein

Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse: ordentliche Mitglieder

Alexander Borst ist seit 2001 Direktor der Abteilung Neuronale Informationsverarbeitung am Max-Planck-Institut für Neurobiologie in Martinsried bei München und apl. Professor an der Fakultät für Biologie der LMU München. Im Mittelpunkt seiner Forschungen steht das Sehzentrum der Fliege, das er auf verschiedenen Ebenen untersucht, von Membraneigenschaften einzelner Neurone und deren Pharmakologie bis hin zu deren Verhalten im fliegend navigierenden Tier. Er verbindet in seinen Arbeiten Neuroethologie und Neurobiologie mit zellulärer und Netzwerk-Neurobiologie und hat etwa 150 vielzitierte Originalpublikationen veröffentlicht. Insbesondere beschäftigt er sich mit dem Studium der Bewegungsdetektion; seine Arbeitsgruppe konnte erstmals zeigen, wie einzelne Zellen im visuellen System der Fliege unterschiedlichste Informationen aus dem Auge zeitlich-räumlich verrechnen, und hat damit die Vorstellung vom einzelnen Neuron als „Mini-Computer“ erheblich erweitert. Die Ergebnisse seiner Arbeitsgruppe sind u. a. Grundlage für die Entwicklung technischer Bewegungsdetektoren. Seit 2011 ist Alexander Borst Mitglied der Leopoldina.

Wolfgang Zinth, seit 1991 Inhaber des Lehrstuhls für BioMolekulare Optik an der LMU München, ist einer der führenden Forscher auf dem Gebiet der ultraschnellen Spektroskopie, also von Messverfahren, deren zeitliche Auflösung im Bereich von Femtosekunden liegt. Außerdem hat er neue Lichtquellen und experimentelle Techniken für umfangreiche Anwendungsmöglichkeiten entwickelt. Eines seiner Hauptarbeitsgebiete ist

die Primärreaktion der Photosynthese. Hierbei untersuchte er die ersten Schritte der photosynthetischen Energieumwandlung: Die Absorption von Licht bewirkt den Transfer eines Elektrons über verschiedene Zwischenträger; dieser Elektronentransfer geschieht extrem schnell. Die Erkenntnisse Zinths lassen sich auf neuartige Systeme der effizienten Sonnenenergieumwandlung anwenden. Ein weiteres Arbeitsgebiet ist die Proteinfaltung, ein Schlüsselprozess der Biologie, der für die Struktur der Proteine verantwortlich ist. Wolfgang Zinth hat ein neues Untersuchungskonzept eingeführt, das es erlaubt, die Faltung über einen sehr weiten Zeitbereich zu analysieren: Ein lichtgetriebener molekularer Schalter wird dazu in das Rückgrat eines Proteins eingebaut, die lichtinduzierten Strukturänderungen werden anschließend mit Femtosekunden-Lichtimpulsen verfolgt. Auch mit UV-Strahlenschäden der DNA und der Strukturdynamik von Biomolekülen hat er sich intensiv befasst.

Mathematisch-naturwissenschaftliche Klasse: korrespondierende Mitglieder

Nikolaus Amrhein hatte bis zu seiner Emeritierung die Professur für Pflanzenwissenschaften (Biochemie und Physiologie der Pflanzen) an der ETH Zürich inne. In seinen Forschungen befasst er sich mit den Stoffwechselprozessen in Pflanzen, insbesondere mit der Enzymatik des Phenylpropan- und des Aminosäurestoffwechsels, sowie mit Vitamin-Biosynthesen. Internationale

Bekanntheit erlangte er, als es ihm gelang, den Wirkmechanismus des Breitbandherbizids Glyphosat (Handelsname „Roundup“) zu entschlüsseln. Auf der Basis dieser Erkenntnisse wurden später transgene „Roundup-Ready“-Kulturpflanzen entwickelt, die gegen die herbizide Wirkung von Glyphosat resistent sind.

Der promovierte Zoologe und Mediziner **Hanns Hatt** habilitierte sich an der TU München in Physiologie und ist seit 1992 Inhaber des Lehrstuhls für Zellphysiologie an der Ruhr-Universität Bochum. Im Mittelpunkt seiner Forschungen steht der Geruchssinn bei Mensch und Tier: Hanns Hatt hat bahnbrechende Ergebnisse zur Physiologie des Riechens erzielt. Die Bedeutung und Wirkung von Duftstoffen bringt er auch einem breiten Publikum nahe, wofür er u. a. 2010 den Communicator-Preis der DFG erhielt. Er ist Präsident der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Künste.

Der Informatiker **Kurt Mehlhorn** ist der in Deutschland wohl herausragendste Forscher im Bereich der Algorithmik, sowohl was den Entwurf und die Analyse von effizienten Algorithmen und Datenstrukturen betrifft als auch deren Umsetzung in Programmierwerkzeuge und Softwareprodukte. Er ist seit 1990 Direktor für Algorithmen und Komplexität am Max-Planck-Institut für Informatik in Saarbrücken und Professor an der Universität des Saarlandes. Von

2002 bis 2008 war er Vizepräsident der Deutschen Forschungsgemeinschaft. Er erhielt u. a. 1986 den Leibniz-Preis der DFG, ist Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina.

Hans-Ulrich Reißig gehört zu den führenden Vertretern auf dem Gebiet der Entwicklung neuer Synthesemethoden in der Organischen Chemie. Seine Forschungen umfassen die gesamte präparative Organische Chemie, von mechanistischen Untersuchungen über die Entwicklung neuer synthetischer Methoden bis zur Synthese von Naturstoffen und biologisch aktiven Molekülen. Er leitet seit 1999 das Institut für Chemie und Biochemie an der Freien Universität Berlin.

Jochen Zeil ist ein Pionier der Neuro-Ökologie, einer Disziplin, die eine Brücke von den Verhaltens- und Neurowissenschaften zur Ökologie schlägt. Er konzentriert sich auf die Vielfalt visueller Systeme bei Arthropoden, also Gliederfüßern, und ihre komplexe Bildverarbeitung. Seine Forschungen geben Einblick in die Art und Weise, wie diese Tiere – etwa Fliegen, Erdwespen oder Winkerkrabben – unter natürlichen Bedingungen visuelle Informationen verarbeiten, sich bewegen, navigieren, lernen und Entscheidungen treffen. Seit 2009 lehrt und forscht er als Professor für Ecological Neuroscience an der Australian National University in Canberra. ■

DIE AUTORIN

Dr. Ellen Latzin leitet die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Hanns Hatt



Kurt Mehlhorn



Hans-Ulrich Reißig



Jochen Zeil

Akademie intern

Kurz notiert

VON GISELA VON KLAUDY

Runde Geburtstage

90 Jahre

Prof. em. Dr. Jacques Gernet,
Sinologie,
am 22. Dezember 2011.

Prof. em. Dr. Andreas Kraus,
Bayerische Geschichte,
am 5. März 2012.

85 Jahre

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult.
Dieter Henrich, Philosophie,
am 5. Januar 2012.

80 Jahre

Prof. a. D. Dr. Manfred Ullmann,
Islamkunde,
am 2. November 2011.

**Prof. em. Dr. Dr. h. c. Dieter
Timpe**, Alte Geschichte,
am 3. November 2011.

Prof. em. Dr. Charles Taylor,
Philosophie,
am 5. November 2011.

Prof. Ronald Dworkin, Ph. D.,
Rechtswissenschaft,
am 11. Dezember 2011.

**Prof. em. Dr. Dr. h. c. Edward
William Schlag, Ph. D.**,
Physikalische Chemie,
am 12. Januar 2012.

75 Jahre

Prof. em. Dr. Detlef Liebs,
Römisches Recht, Bürgerliches
Recht und Neuere Privatrechts-
geschichte,
am 12. Oktober 2011.

Prof. em. Dr. Lothar Gall,
Mittlere und Neuere Geschichte,
am 3. Dezember 2011.

Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult.
Robert Huber, Chemie,
am 20. Januar 2012.

Prof. em. Dr. Günter Schmid,
Anorganische Chemie,
am 22. Januar 2012.

Prof. em. Dr. Thomas Hartmann,
Pharmazeutische Biologie,
am 2. Februar 2012.

Prof. em. Dr. Paul Zanker,
Klassische Archäologie,
am 7. Februar 2012.

70 Jahre

Prof. Veli Pekka Pyykkö,
M. Sc., Phil. lic., Ph. D., Chemie,
am 12. Oktober 2011.

Prof. Dr. Dr. h. c. mult.
Theodor W. Hänsch, Physik,
am 30. Oktober 2011.

Prof. i. R. Dr. Dr. h. c. mult.
Siegmar Frhr. von Schnurbein,
Geschichte und Kultur
der römischen Provinzen,
am 31. Oktober 2011.

Prof. em. Dr. Helmut Keipert,
Slavistik,
am 19. November 2011.

Elrington and Bosworth Prof.
Dr. h. c. Michael Lapidge, Ph. D.,
Anglo-Saxon,
am 8. Februar 2012.

65 Jahre

**Prof. Dr. h. c. Carlos Ulises
Moulines, Ph. D.**, Philosophie,
Logik und Wissenschaftstheorie,
am 26. Oktober 2011.

Prof. Dr. Andrzej J. Buras, Physik,
am 29. Oktober 2011.

Prof. Dr. Wolfgang P. Baumeister,
Biochemie,
am 22. November 2011.

Prof. Dr. Gerhard Abstreiter,
Physik,
am 27. November 2011.

**Prof. Dr. Rosalinda Contreras-
Theurel**, Chemie,
am 17. Dezember 2011.

Prof. Dr. h. c.
David E. Wellbery, Ph. D.,
Germanistik,
am 17. Januar 2012.

**Prof. Dr. Dr. h. c. Yuri
Matiyasevich**, Mathematik,
am 2. März 2012.

Verstorben

Prof. em. Dr. Dr. litt. h. c.
Manfred Mayrhofer,
Allgemeine und Indogermani-
sche Sprachwissenschaft,
* 26. September 1926
† 31. Oktober 2011.

Prof. Dr. Detlef Busche,
Mitglied der Kommission für
Geomorphologie,
* 1. Mai 1942
† 4. November 2011.

**Prof. em. Dr. Angela von den
Driesch**, Trägerin der Medaille
Bene merenti in Silber,
* 11. Juli 1934
† 4. Januar 2012.

Ausgeschiedene Mitarbeiter

Dr. Christine Stöllinger-Löser,
wissenschaftliche Mitarbeiterin
in der Kommission für Deutsche
Literatur des Mittelalters,
am 30. Oktober 2011.

Reinhard Schön, Verwaltungs-
mitarbeiter,
am 31. Oktober 2011.

Prof. Dr. Claus Priesner,
wissenschaftlicher Mitarbeiter
in der Redaktion der Neuen
Deutschen Biographie (NDB)
der Historischen Kommission
bei der Bayerischen Akademie
der Wissenschaften,
am 31. Dezember 2011.

Neue Mitarbeiter

Patrick Leistner, wissenschaft-
licher Mitarbeiter in der
Kommission zur Herausgabe
der Schriften von Schelling,
am 1. Oktober 2011.

Klaus Schmid, technischer
Mitarbeiter im Leibniz-Rechen-
zentrum (LRZ),
am 1. Oktober 2011.

Dr. Susan Splinter, wissen-
schaftliche Mitarbeiterin in der
Redaktion der Neuen Deut-
schen Biographie (NDB) der
Historischen Kommission bei
der Bayerischen Akademie der
Wissenschaften,
am 1. November 2011.

Ehrendoktorwürden

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Robert Huber, Chemie, Ehrendoktorwürde der Universität Vilnius.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Reimar Lüst, Physik, Ehrendoktorwürde der Jacobs University Bremen.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Paul von Ragué Schleyer, Chemie, Ehrendoktorwürde der Universität Marburg.
Prof. Dr. Dr. h. c. Hans-Werner Sinn, Nationalökonomie und Finanzwissenschaft, Ehrendoktorwürde der Universität Helsinki.
Prof. em. Dr. Dietmar Willoweit, Deutsche Rechtsgeschichte, Bürgerliches Recht, Rechtsgeschichte, Ehrendoktorwürde der Universität Tübingen.
Prof. em. Dr. Eike Wolgast, Mitglied der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Ehrendoktorwürde der Universität Kopenhagen.

Dienstjubiläen

25-jähriges Dienstjubiläum
Martin Lippold, technischer Angestellter im Leibniz-Rechenzentrum, am 31. Oktober 2011.
Peter Bender, technischer Angestellter im LRZ, am 12. November 2011.
Dr. Michael Hillen, wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Kommission zur Herausgabe des Thesaurus linguae Latinae, am 30. November 2011.
Dr. Edith Hanke, wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Kommission für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, am 1. Dezember 2011.
Joachim Lanz, technischer Angestellter im LRZ, am 31. Dezember 2011.
Ursula Moser, Verwaltungsangestellte im LRZ, am 1. Januar 2012.

Mitgliedschaften

Prof. Dr. Andrzej J. Buras, Physik, Mitglied der Polnischen Akademie der Wissenschaften und Künste.
Prof. Dr. h. c. mult. Dr. Jörg Hacker, Molekulare Infektionsbiologie, Auswärtiges Wissenschaftliches Mitglied des Max-Planck-Instituts für Infektionsbiologie.
Prof. em. Dr. Dr. h. c. mult. Peter Häberle, Öffentliches Recht, Rechtsphilosophie und Kirchenrecht, Mitglied in der Vereinigung der italienischen Verfassungsrechtslehrer.
Prof. Dr. Uwe Jannsen, Mathematik, Mitglied der Academia Europea, London.

Orden, Preise und Ehrungen

Prof. Jutta Allmendinger, Ph. D., Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung, Verdienstorden des Landes Berlin. Sie wurde außerdem mit dem Ehrentitel TUM Distinguished Affiliated Professor der TU München ausgezeichnet.
Prof. Dr. Reinhard Genzel, Physik, Karl-Schwarzschild-Preis 2011 der Astronomischen Gesellschaft.
Prof. Dr. Ulrich F. Hartl, Physiologische Chemie, Heinrich-Wieland-Preis 2011 der Boehringer Ingelheim Stiftung.
Prof. em. Dr. Ernst J. M. Helmreich, Physiologische Chemie, Ehrensator der Universität Würzburg.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Robert Huber, Chemie, National Medal of the Order „Manuel Amador Guerrero“ der Republik Panama.
Prof. Dr. Regine Kahmann, Genetik, Mendel-Medaille der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften.

Prof. a. D. Dr. Dr. h. c. mult. Peter Landau, Kirchenrecht, Deutsche Rechtsgeschichte, Privatrechtsgeschichte, Bürgerliches Recht und Rechts- und Staatsphilosophie, Bayerische Verfassungsmedaille in Silber.
Prof. em. Dr. Jan-Dirk Müller, Deutsche Philologie des Mittelalters, Meyer-Struckmann-Preis für geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung.
Prof. Dr. Monika Schnitzer, Volkswirtschaftslehre, Preis für gute Lehre an Bayerns Universitäten.
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolf Singer, Physiologie, Bundesverdienstkreuz 1. Klasse.

Weitere Personalia

Dr. Gabriela Patricia Marcu, wissenschaftliche Mitarbeiterin im Leibniz-Rechenzentrum, Beauftragte für Gleichstellungsfragen. Ihr Stellvertreter ist **Thomas Kraus**, Mitarbeiter in der Akademieverwaltung.
Wolfgang Beck, Träger der Medaille Bene merenti in Silber der Akademie, erhielt die Auszeichnung zum „Verleger des Jahres“.

Am 17. Oktober 2011 erhielt **Prof. Dr. Monika Schnitzer (z. v. r.)**, Lehrstuhlinhaberin am Seminar für Komparative Wirtschaftsforschung der LMU München und Akademiemitglied seit 2008, von Wissenschaftsminister **Wolfgang Heubisch (l.)** den mit 5.000 Euro dotierten Preis für gute Lehre an Bayerns Universitäten, gemeinsam mit zwei Kollegen von der LMU (Dr. Michaela Geierhos und Dr. Andreas Brachmann).



April bis Juli 2012

APRIL 2012

Mittwoch, 11. April 2012

Rupturing Epistemes, Shifting Paradigms. Turning Points in Japanese Intellectual, Aesthetic and Political History

Interdisziplinärer Workshop im Rahmen des Förderkollegs der BAdW; Leitung: Dr. Steffen M. Döll (LMU München/Förderkolleg)

Math.-nat. Sitzungssaal • ganztägig

Kontakt: steffen.doell@lmu.de

Montag, 23. April 2012

Blogs, Wikis und Co. – Wissenschaftskommunikation digital

Gesprächsabend der Reihe „Schöne digitale Welt? Chancen und Grenzen der Digitalisierung“ in Kooperation mit der BSB, mit Prof. Günter M. Ziegler, Ph. D. (FU Berlin) und Prof. Dr. Peter Strohschneider (LMU München/BAdW); Moderation: Dr. Bernd Graff (sueddeutsche.de)

Plenarsaal • 18.00 Uhr

Donnerstag, 26.–Freitag, 27. April 2012

Bräuche : Medien : Transformationen. Zum Verhältnis von performativen Praktiken und medialen (Re-)Präsentationen

Tagung des Instituts für Volkskunde der Kommission für bayerische Landesgeschichte

Math.-nat. Sitzungssaal • ganztägig

Anmeldung: post@volkskunde.badw.de

MAI 2012

Freitag, 11. Mai 2012

Sicherheit und Vertrauen im Internet

Symposium des BAdW Forums Technologie, mit dem Leibniz-Rechenzentrum und dem Fraunhofer-Institut AIESEC. Vorträge von Prof. Dr. Claudia Eckert (AIESEC), Dr. Wieland Holfelder (google research München), Prof. Dr. Johannes Buchmann (TU Darmstadt), Prof. Dr. Oliver Lepsius (Uni Bayreuth/BAdW)

Plenarsaal • 13.00–17.00 Uhr

Montag, 21. Mai 2012

„Salome muß eine richtige französische Oper werden“. Richard Strauss und Romain Rolland im kompositorischen Dialog

Richard-Strauss-Abend mit Dr. Salome Reiser (Editionsleiterin, Richard Strauss-Gesamtausgabe) und Prof. Dr. Hartmut Schick (LMU München) in Kooperation mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste

Plenarsaal • 19.00 Uhr

JUNI 2012

Freitag, 15. Juni 2012

Organspende – Chancen und Risiken

Podiumsdiskussion in der Reihe „Akademie unterwegs“, u. a. mit Prof. Dr. Friedrich Wilhelm Graf (LMU München/BAdW) und Prof. Dr. Horst Dreier (Uni Würzburg/BAdW)

*Audimax der Uni Würzburg
Sanderring 2 • 97070 Würzburg*

17.30 Uhr

Montag, 18. Juni 2012

Akademientag 2012: Recht und Willkür

Eine Veranstaltung der Akademienunion; Mitwirkung der BAdW durch Prof. Dr. Horst Dreier (Uni Würzburg) und Dr. Daniel Leese (LMU München/Uni Freiburg, Förderkolleg).

*Universität Hannover • Welfenschloss
Welfengarten 1 • 30167 Hannover*

13.00–18.00 Uhr

Montag, 18. Juni 2012

Musikalische Satiren über Kunst und Kommerz: Richard Strauss' Liederzyklus Krämerspiegel op. 66

Richard-Strauss-Abend mit Sarah Maria Sun (Sopran), Jan Philip Schulze (Klavier) und Prof. Dr. Hartmut Schick (Vortrag, LMU München) in Kooperation mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste

*Bayerische Akademie der Schönen Künste
Max-Josephs-Platz 3 • 80539 München*

19.00 Uhr

JULI 2012

Montag, 2. Juli 2012

Mord im Kloster auf Befehl der Gottesmutter? Mystizismus und falsche Heiligkeit im Rom Pius' IX.

Vortrag von Prof. Dr. Hubert Wolf (Uni Münster), Stipendiat des Historischen Kollegs im Kollegjahr 2011/12

Plenarsaal • 19.15 Uhr

Dienstag, 3. Juli 2012

Mythologische Oper und musikalische Komödie: Richard Strauss und Hugo von Hofmannsthal

Richard-Strauss-Abend mit Prof. Dr. Siegfried Mauser (Klavier) und Prof. Dr. Dieter Borchmeyer (Lesung) in Kooperation mit der Bayerischen Akademie der Schönen Künste

Plenarsaal • 19.00 Uhr

Die Zahl der Sitzplätze für die drei Richard-Strauss-Abende im Sommer 2012 ist begrenzt. Bitte kommen Sie bei Interesse rechtzeitig. Stehplätze sind bei den Konzerten nicht vorgesehen. Kurzfristige Terminänderungen u. ä. finden Sie unter www.badw.de/aktuell/termine

Donnerstag, 12. Juli 2012

Aufstieg durch Bildung? Aktuelle Entwicklungen in der Türkei und in Deutschland

Podiumsdiskussion mit Prof. Dr. Hans-Peter Blossfeld (Uni Bamberg/BAdW), Prof. Dr. Ali İbrahim Savaş (Cankiri Karatekin Universität) und Dr. Savaş Genç (Fatih Universität) in Kooperation mit IDIZEM

*Plenarsaal
18.00 Uhr*

Samstag, 21. Juli 2012

Einweihung des „SuperMUC“

Festakt des Leibniz-Rechenzentrums mit Bundesministerin Prof. Dr. Annette Schavan (angefragt) und Ministerpräsident Horst Seehofer

*Hörsaal der Fakultät für Informatik,
TU München • Boltzmannstr. 3
85748 Garching*

10.00 Uhr

Nur mit Einladung

Dürer-Ausstellung

Das fränkische Genie und die Bayerische Akademie

Am 24. Mai 2012 öffnet eine Ausstellung ihre Tore, die zu den Top-Events des Jahres 2012 in der internationalen Museumswelt gehören wird. „Der frühe Dürer“ im Germanischen Nationalmuseum wird als die größte Ausstellung ihrer Art seit 40 Jahren beworben. Doch interessanter als ein solcher Superlativ ist der ungewöhnliche Entstehungsprozess der Schau: Ihr ging ein mehrjähriges, von der Leibniz-Gemeinschaft gefördertes Forschungsprojekt voraus, in dem die Kunsthistoriker und -technologien des Museums zusammen mit Wissenschaftlern aus verschiedenen Disziplinen und Forschungseinrichtungen nach einer neuen Perspektive auf das Frühwerk Albrecht Dürers suchten.

Als Kooperationspartner war auch die Bayerische Akademie der Wissenschaften beteiligt. Das mag zunächst verwundern – gibt es hier doch kein kunsthistorisches Projekt im engeren Sinn. Die Kommission für deutsche Literatur des Mittelalters aber ist ein Zentrum der Erforschung illustrierter Handschriften und Drucke. Über Peter Schmidt, Spezialist auf dem Gebiet der frühen Druckkunst von Text und Bild, als deren Vollender Albrecht Dürer gilt, entstand der Kontakt zwischen dem Nürnberger Museum und der Akademie. Es geht den Ausstellungsmachern darum, die Verzerrungen kritisch aufzuzeigen und zu korrigieren, die durch ein modernes Konstrukt von einem Künstler der Vormoderne entstanden. Dürer wurde noch zu seinen Lebzeiten zum Genie stilisiert, einem damals neu „erfundenen“ Typus des exzeptionellen Menschen; der Blick auf sein ganzes Werk und seine Biographie sollte fortan davon bestimmt werden. Die Ausstellung nimmt nun die ersten Lebensjahrzehnte des 1471 in Nürnberg mitten in eine Zeit rasanten medialen Wan-



In der „Apokalypse“ (1498) firmierte Dürer selbst als Buchdrucker und lotete die medialen Möglichkeiten des Holzschnittes neu aus.

dels hineingeborenen Goldschmieds, Malers und Graphikers in den Blick – eine Zeitspanne, über die kaum Fakten bekannt sind, die aber gefüllt wurde mit Rückprojektionen aus seiner späteren Tätigkeit und (Selbst-)Stilisierung. Wissenschaftler der Bundesanstalt für Materialforschung, des Deutschen Museums, des Courtauld Institute of Art, des Centro Tedesco di Studi Veneziani, der Harvard University, der University of Texas, der Universität Würzburg und der BAdW haben mit den Nürnberger Kollegen an einem klareren historischen Bild von den Voraussetzungen seiner Kunst gearbeitet. ■

Ausstellung: „Der frühe Dürer“, 24. Mai bis 2. September 2012, Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg
Infos und Öffnungszeiten: <http://der-fruehe-duerer.gnm.de>

Auf einen Blick

Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, gegründet 1759 von Kurfürst Max III. Joseph, ist eine der größten und ältesten Wissenschaftsakademien in Deutschland. Sie ist zugleich Gelehrten-gesellschaft und Forschungseinrichtung von internationalem Rang.

Akademie verpflichtet. Derzeit hat die Akademie 174 ordentliche und 156 korrespondierende Mitglieder sowie ein Ehrenmitglied. Für den exzellenten Nachwuchs in Bayern rief die Akademie 2010 ihr Förderkolleg ins Leben, das den Mitgliedern neben finanzieller Unterstützung ein hochkarätiges Forum für den interdisziplinären Austausch bietet. Sie treffen sich u. a. regelmäßig

mit dem Präsidenten und ihren Mentoren in der Akademie.

... und außeruniversitäre Forschungseinrichtung

Die rund 330 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Akademie betreiben in 38 Kommissionen Grundlagenforschung in den Geistes- und Naturwissenschaften. Der Schwerpunkt liegt dabei auf langfristigen Vorhaben, die die Basis für weiterführende Forschungen liefern und die kulturelle Überlieferung sichern, darunter kritische Editionen, wissenschaftliche Wörterbücher sowie exakt erhobene Messreihen. Die Bayerische Akademie der Wissenschaften, die seit 1959 im Nordostflügel der Münchner Residenz beheimatet ist, ist ferner Trägerin des Leibniz-Rechenzentrums, eines der drei nationalen Höchstleistungsrechenzentren, und des Walther-Meißner-Instituts für Tieftemperaturforschung. Beide Einrichtungen haben ihren Sitz in Garching bei München.

Mit regelmäßigen Veranstaltungen – auch in Kooperation mit Universitäten und anderen Wissenschaftseinrichtungen – wendet sich die Akademie an das wissenschaftliche Fachpublikum und an die interessierte Öffentlichkeit: Vortragsreihen, Podiumsdiskussionen oder Gesprächsabende informieren über aktuelle Entwicklungen und neue Erkenntnisse aus Wissenschaft und Forschung.



Eine Postkartenserie informiert seit kurzem über die Akademie. Motive aus den geistes- und naturwissenschaftlichen Projekten zeigen die Bandbreite ihrer Aufgaben, von ökologischen über musikwissenschaftliche bis zu philologischen Themen. Das Set mit acht verschiedenen Motiven ist an der Pforte der Akademie zum Preis von 7,00 Euro erhältlich.

Sie interessieren sich für die Veranstaltungen des Hauses oder die Zeitschrift „Akademie Aktuell“? Gerne nehmen wir Sie in unseren Verteiler auf.

KONTAKT

Dr. Ellen Latzin
Tel. 089-23031-1141
presse@badw.de

Gelehrte Gesellschaft ...

Die Mitglieder bilden die Gelehrte Gesellschaft der Akademie. Satzungsgemäß müssen sie durch ihre Forschungen zu einer „wesentlichen Erweiterung des Wissensbestandes“ beigetragen haben. Eine Selbstbewerbung ist nicht möglich. Die ordentlichen Mitglieder, mit Wohnsitz oder Dienstort in Bayern, sind stimmberechtigt und zur Teilnahme an den Sitzungen und Arbeiten der

Impressum

HERAUSGEBER

Prof. Dr. rer. nat. Karl-Heinz Hoffmann
Präsident der Bayerischen Akademie der Wissenschaften (BAdW)

KONZEPT UND CHEFREDAKTION

Dr. Ellen Latzin
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BAdW

ART DIRECTION

Tausendblauwerk, Michael Berwanger
info@tausendblauwerk.de
www.tausendblauwerk.de

VERLAG UND ANSCHRIFT

Bayerische Akademie der Wissenschaften
Alfons-Goppel-Straße 11, 80539 München
Tel. 089-23031-0
info@badw.de

ISSN 1436-753X

ANZEIGEN

Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der BAdW

HERSTELLUNG

Landesamt für Vermessung und Geoinformation
Alexandrastraße 4, 80538 München

REDAKTIONSSCHLUSS DIESER AUSGABE

17. Februar 2012

Erscheinungsweise: 4 Hefte pro Jahr. Der Bezugspreis ist im Mitgliedsbeitrag der Freunde der BAdW enthalten. Die Texte dürfen nur mit Genehmigung der BAdW reproduziert werden, um ein Belegexemplar wird gebeten. Die Wiedergabe der Abbildungen ist mit den Inhabern der Bildrechte abzuklären. Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben die Meinung der Autoren wieder. Sie finden das Magazin auch unter www.badw.de.